

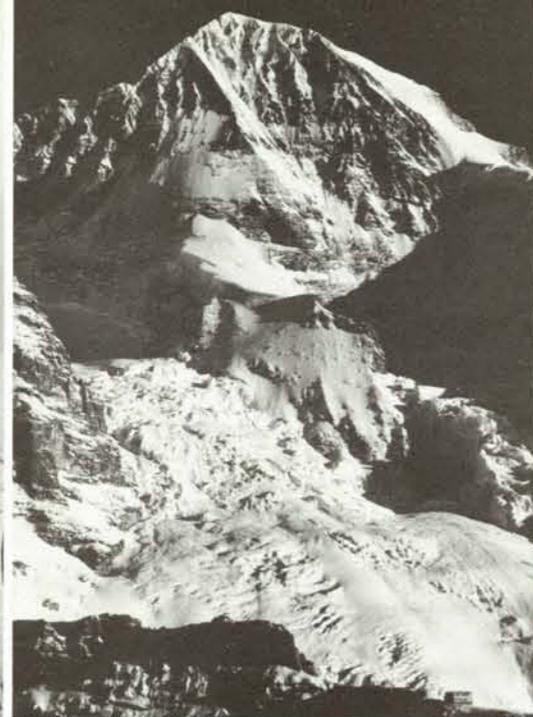


100 JAHRE SEKTION ERFURT DES DAV



F
8 S 140
FS
(1982)

Archivexemplar
nicht ausleihbar



~~8 E 997~~

8 S 140 FSC 1982

Alpenvereinsbücherei
D.A.V. München

Archiv-Ex.

82 564

Vorwort

Als am 16. Dezember 1882 fünfzehn Bergfreunde beschlossen, eine Alpenvereinssektion mit dem Sitz in Erfurt zu gründen, dachte wohl niemand daran, welches Schicksal die folgenden hundert Jahre dem Verein beschieden. Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs, der den großen Einschnitt in der Geschichte Europas und Deutschlands zur Folge hatte, ging es für die Sektion nicht nur um die Frage, ob sie weiterleben konnte, sondern auch, wie das möglich war. Heute, 27 Jahre nach dem Beschluß zur Wiedergründung, gedenke ich mit Dank und Anerkennung der Mitglieder, deren Einsatz der Sektion zu ihrem heutigen, regen Leben verhalf. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir ohne deren Arbeit und Mühen unser 100jähriges Jubiläum nicht feiern könnten. Ein herzliches Dankeschön sage ich der Vereinigung der „Heimattreuen Erfurter“ und allen, die bei der Erstellung dieser Festschrift mitgeholfen haben. Nur so war es möglich, neben der Geschichte der Sektion und ihres Geburtsortes auch die Aktivitäten ihrer Mitglieder wiederzugeben. An dieser Stelle danke ich auch der Stadt Ettlingen, deren Oberbürgermeister, Herr Dr. Vetter, die Schirmherrschaft übernommen hat, für die mannigfaltige Unterstützung.

Thomas Käufel
1. Vorsitzender der Sektion Erfurt

100 Jahre Sektion Erfurt, Grußworte

Es mag vor 100 Jahren durchaus ein Ereignis gewesen sein, diese Gründung einer Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in der traditionsreichen Universitätsstadt Erfurt, einst Mittelpunkt des Humanismus und der Reformation. Doch das Interesse an den Alpen und der „Bereisung“ derselben (wie man es damals in den Satzungen formulierte), hatte die weite Verbreitung gefunden und Bergfreunden in alpenfernen Gegenden Mut gemacht, Sektionen des Alpenvereins zu gründen. Ich meine aber, es ist erst recht eine ganz besondere Sache, daß es die Sektion Erfurt immer noch (oder sollte man sagen wieder) gibt. Denn das Land, in dem heute die alte Heimatstadt der Sektion liegt, ist das einzige in Europa, in dem es keinen alpinen Verein gibt, besser gesagt mehr gibt. Umso größer ist die Leistung zu veranschlagen, sich nach dem schrecklichen Jahr 1945 im Westen wieder zusammenzuschließen, ein gut funktionierendes Sektionsleben mit gemeinsamen Wanderungen, Bergfahrten, Ausbildungswochenenden, Vorträgen, Auf- und Abklettern und vielem Anderem aufzubauen. Und eine Hütte zu verwalten! Verständlich, daß ihr besondere Sorge gilt, ist sie doch gewissermaßen das einzige Haus Erfurts, das im freien Teil der Welt liegt, kostbarer, materieller und noch mehr ideeller Besitz. Beeinträchtigt freilich durch eine Seilbahn, gegen die die Sektion sich gewehrt hat, und mit der sie jetzt leben muß, jedoch immer bestrebt, den Charakter der Erfurter Hütte als Bergsteigerstützpunkt zu wahren.

Wenn sich auch vieles geändert hat in diesen 100 Jahren, gleichgeblieben ist den Mitgliedern der Sektion Erfurt die Liebe zu den Bergen. Eine Liebe, die sich manifestiert in vielen Touren, bekannten Namen wie Eichhorn, der in Rofan und Wetterstein bedeutende Erstbesteigungen ausführte (z. B. den Eichhorngrat auf die Dreitorspitze) oder Gustav Räther, der die olympischen Winterspiele 1936 or-

ganisierte, und die heute noch viele Mitglieder von dem mittlerweile zur Heimat gewordenen Battert, der Pfalz und dem Nordschwarzwald hinaus zieht in alle Welt, wo immer es Berge gibt.

Der Sektion Erfurt mit ihrem Sitz in Ettlingen zum 100-jährigen Jubiläum die herzlichsten Glückwünsche!

Dr. Fritz März
Erster Vorsitzender des DAV

Zum 100-jährigen Jubiläum der Sektion Erfurt des Deutschen Alpenvereins, Sitz Ettlingen, das der Verein am 25./26. September 1982 festlich begeht, entbiete ich der Vorstandschaft und allen Mitgliedern herzliche Glück- und Segenswünsche.

Die Arbeit des Deutschen Alpenvereins wird auch vom Landkreis Karlsruhe sehr geschätzt, bietet sie doch vielen Bürgern unseres Kreises die Möglichkeit, die Welt der Berge kennen- und liebezulernen. Die Sektion Erfurt des Deutschen Alpenvereins hat sich in ihrer Satzung einer großen und wichtigen Aufgabe verschrieben, indem sie es als ihre vordringlichste Pflicht ansieht, das Bergsteigen und Wandern in den Alpen insbesondere für die Jugend zu fördern, und die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten. Das ist eine wahrhaft hehre und nimmer endende Aufgabe, die uns Menschen heute um so bewußter wird, als die Versündigung an unserer Umwelt immer mehr zu Tage tritt.

Ich wünsche der Arbeit der Sektion Erfurt des Deutschen Alpenvereins für die Zukunft den Erfolg, den seine Mitglieder mit ihrem Fleiß anstreben und möchte all denen meinen Dank und Anerkennung aussprechen, die dazu beigetragen haben, in unserer Bevölkerung wieder das Interesse am Wandern zu erwecken.

Dr. Bernhard Ditteney
Landrat des Landkreises Karlsruhe

Vor nunmehr bereits 100 Jahren wurde die Sektion Erfurt des Deutschen Alpenvereins gegründet. Deren Mitglieder haben unter anderem die Berge Österreichs, Italiens und der Schweiz kennengelernt. Schon im Jahre 1894 wurde dann der Beschluß gefaßt, im Rofangebirge eine Hütte zu erbauen, und innerhalb eines Jahres konnte dieses Vorhaben realisiert werden.

Bis zum heutigen Bestand des jetzigen Alpenvereins-„Erfurterhütte“ wurden in der weiteren Folge noch einige Erweiterungs- und Umbauten vorgenommen. Über die Anstrengungen und Mühen, die für die Verwirklichung eines solchen Vorhabens nötig sind, wissen allein Sie genau Bescheid. Außerdem ist Ihnen auch der sichere Bestand dieses Objektes über gute und auch sehr schlechte Zeiten bestens gelungen.

Ich kann als Bürgermeister der Gemeinde Eben am Achensee den Gründern und allen denen, die bis jetzt Verantwortung für diesen Alpenvereins-Zweig tragen, meine herzlichen und aufrichtigen Glückwünsche entgegenbringen, denn ich glaube sagen zu können, daß nicht zuletzt durch Ihre unermüdliche Arbeit unser schönes Gebiet der Alpen sehr vielen Gästen erst richtig bekannt gemacht wurde.

Zu diesem bedeutenden Jubiläum darf ich daher namens der Gemeinde besonders Glück wünschen und damit die Hoffnung verbinden, daß unsere gute Zusammenarbeit recht lange noch erhalten bleiben möge.

Hans Rieser
Bürgermeister der Gemeinde Eben am Achensee

100 Jahre Deutscher Alpenverein, Sektion Erfurt, mit heutigem Sitz in Ettlingen, ist Grund zur Besinnung und zum Feiern. Danken muß man, daß es immer noch Menschen in unserer materialistischen Zeit gibt, die die Gedanken und Ideen der Gründer aus dem Jahre 1882 pflegen und hegen. Gerade unsere schnellebige Zeit erfordert aber die *Besinnung und Erkenntnis*, daß es sich lohnt, das geistige Erbe vorangegangener Generationen in den Vereinen und Institutionen lebendig zu erhalten.

Der Deutsche Alpenverein hat sich u. a. zur Aufgabe gemacht, die Alpen durch den Bau von Wegenetzen und Berghütten zu erschließen. Bereits im Jahre 1895 konnte die erste Hütte eingeweiht werden. Mit zu den klassischen Aufgaben des Alpenvereins gehört auch, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt insbesondere der Jugend nahebringen.

Für die ca. 700 Mitglieder in der Sektion Erfurt ist es nicht immer leicht, die gestellten Aufgaben zu bewältigen, die weit über die Grenzen der Stadt Ettlingen hinausreichen.

Allen Mitgliedern möchte ich Mut machen und zuzufügen, der Freiheit der Berge und der Verantwortung für die Kameraden treu zu bleiben. Darüber hinaus wünsche ich allen, die nach Ettlingen kommen, um den hohen Geburtstag der Sektion Erfurt im Deutschen Alpenverein mitzufeiern, einen schönen Aufenthalt in unserer Stadt.

Dr. Vetter
Oberbürgermeister der Stadt Ettlingen

Geschichte der Stadt Erfurt

Gerd Arntz, Thomas Käußl

100 Jahre Sektion Erfurt. Für uns heutige Mitglieder des Vereins ist das ein Grund, einmal eine Reise in die Vergangenheit der Stadt zu tun, die der Geburtsort unseres Vereins geworden ist. Erfurt war nicht nur den Strömungen der deutschen Geschichte unterworfen, zu Beginn des 16. Jahrhunderts sollte es sogar die Ereignisse in Deutschland entscheidend mitgestalten.

Historiker zählen das Alter einer Stadt ab dem Jahr, in dem sie das erste Mal urkundlich erwähnt worden ist. Bei Erfurt müssen wir bis ins Jahr 742 zurückgehen, um zu erfahren, daß Bonifatius, der „Apostel der Deutschen“, hier ein Bistum gründete. Zu dieser Zeit war die Landkarte Mitteleuropas vom fränkischen Reich, das weite Teile Frankreichs und Deutschlands umfaßte, geprägt. Die Karolinger, die während der Wende vom siebten zum achten Jahrhundert die Merowinger als Könige abgelöst hatten, mußten den Ansturm des Islams abwehren. Damals drangen die Araber über Spanien in das Gebiet des heutigen Frankreich vor, wo sie in Karl Martell (Karl der Hammer) einen ebenbürtigen Gegner fanden. 732 wurde in der Schlacht von Poitiers entschieden, daß Europa weiterhin christlich blieb.

Doch zurück zu Erfurt. Natürlich konnte Bonifatius kein Bistum auf der grünen Wiese gründen. Er hatte hier eine Stadt vorgefunden, von der die Sage berichtet, ein Müller Erpo oder Erpho habe hier Reisende über eine Furt der Gera hinübergeleitet. Diese Furt und das Handelszentrum (Kaufmannskirche, Krämerbrücke) am östlichen Geraufer waren für die Entwicklung der Stadt, deren Name früher Erphesfurt oder Erpesfurt lautete, von entscheidender Bedeutung. Tausch- und Handelsverkehr in das im Osten angrenzende Siedlungsgebiet der

Slawen haben das Werden Erfurts bestimmt. Auf dem anderen, dem linken Ufer der Gera entwickelte sich eine Ansiedlung, die um den Petersberg herum aus geistlichen und königlichen Einrichtungen, sowie den Häusern der Beamten und Handwerker, die für diese Institutionen arbeiteten, bestand. Zu Anfang gab es hier ein Benediktinerkloster, dessen Gründung in die Merowingerzeit zurückreicht. Um 802 wird die königliche Pfalz erwähnt – der fränkische König hatte ja keine Hauptstadt zur Verfügung, vielmehr erledigte er abwechselnd auf einer seiner Burgen, eben den Pfalzen, die Regierungsgeschäfte. 830 bestand ein Nonnenkloster an der Stelle der heutigen Severikirche. So ist Erfurt aus zwei getrennten Ansiedlungen entstanden, deren Vereinigung sich erst nach Jahrhunderten vollzogen hat. Wann dies geschah, wissen wir nicht. Bekannt ist nur, daß sie um 1168 mit einer gemeinsamen Mauer umschlossen wurden. Unsere Frühgeschichte Erfurts bliebe unvollständig, wenn wir nicht erwähnten, daß das von Bonifatius gegründete Bistum keinen Bestand hatte.

Über das Wachsen der Stadt vom neunten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts ist sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, daß in dieser Zeit der Erzbischof von Mainz als Grund- und Landesherr erscheint und daß einige Male eine Synode oder ein Reichstag in Erfurt abgehalten wurde. Ebenso wissen wir nichts Bestimmtes über die Entstehung der Stifte (St. Marien, Severi, Regler) und der Klöster (Peterskloster, Schottenkloster) über die zum Ende des elften Jahrhunderts berichtet wird und die heute teilweise noch bestehen.

Mit Beginn des zwölften Jahrhunderts werden die Quellen reichlicher. Reger Handelsverkehr und ein blühendes Handwerk ließen die Stadt wohlhabend werden, so daß künstlerisch anspruchsvolle Bauwerke, wie der Dom oder die Schottenkirche finanziert werden konnten. Die große Blütezeit der Städte und so auch Erfurts beginnt aber erst im 13. Jahrhundert. Jetzt ist die Stadt so stark geworden, daß sie von den Mainzer Bischöfen unabhängig werden möchte. Durch Kampf und Verträge er-



Krämerbrücke, von der Gotthardtstraße aus gesehen

stritt sich Erfurt neben der Selbstverwaltung schließlich im 14. Jahrhundert das Münzrecht, Teile des Marktregals und die eigene Gerichtsbarkeit. Die Rechte des Landesherren waren auf geringfügige Reste zusammengeschnitten, so daß sich Erfurt faktisch nicht mehr von den Reichsstädten, wie Köln oder Straßburg unterschied.

Der Aufstieg zur politischen Unabhängigkeit wurde auch durch innere Konflikte nicht gehemmt. Die Zünfte verlangten Anteil am Stadtrecht, das bislang von den reichen Patriziergeschlechtern ausgeübt wurde. 1309 endete diese Auseinandersetzung mit einem Erfolg der Angehörigen der Handwerkerschaft; trotzdem behielten auch die alten Geschlechter im Rat ihre Stimme.

In dieser Zeit beherrschte Erfurt nahezu den gesamten thüringer Handel. Für die Anpflanzung und den Handel mit der Waidpflanze, dem Blaufärbemittel jener Zeit, hatte die Stadt praktisch das Monopol im deutschen Reich. So war es ganz natürlich, daß Reichtum und Bevölkerungszahl stetig anstiegen. Diese Entwicklung fand in der Stadterweiterung von 1480 ihren deutlichen Ausdruck.

Diese wirtschaftliche Macht suchte Erfurt schon frühzeitig durch Erweiterung des eigenen Territoriums zu ergänzen. Zum Ende des Mittelalters verfügte die Stadt über ein Gebiet, das einem kleinen Fürstentum gleichkam. Nun galt es, den ungestörten Verkehr auf den Straßen Thüringens zu sichern, denn auf dem Handel beruhte der Wohlstand der Stadt. Es war nur folgerichtig, daß Erfurt dieses Ziel als Mitglied der Hanse verfolgte. Um keinen Fürsten und keine andere Stadt in Thüringen so mächtig werden zu lassen, daß sie die Vorherrschaft hätten ausüben können, verstand man es mit bewundernswertem Geschick zwischen dem Thüringer Landgrafen, dem Bischof von Mainz, den Städten und dem niederen Adel die richtige Mitte zu halten. Bald unterstützte man den einen, dann wiederum den anderen und hielt so ein Gleichgewicht der Kräfte aufrecht. Der letzte Leitsatz Erfurts war, die Unabhängigkeit von Mainz zu behaupten, jedoch die formelle Oberhoheit des Bischofs nicht in

Frage zu stellen. So verzichtete man auch darauf, reichsunmittelbar zu werden, wie es die deutschen Kaiser wünschten. Man scheute die Kosten, zumal die mainzische Herrschaft nicht drückte.

Blieb die politische Aktivität Erfurts mehr auf Thüringen beschränkt, so gewann die 1392 gegründete Universität bald Bedeutung für das ganze deutsche Reich. Von hier aus ging zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Humanismus aus. In ihren Mauern trafen sich die bedeutendsten Humanisten des Reichs, wie Ulrich von Hutten, Eoban Hesse oder Grotus Rubianus, um nur einige zu nennen. Mit den „Dunkelmännerbriefen“ wurde der wichtigste Schlag gegen die mittelalterliche Scholastik geführt; sie entstanden an der hohen Schule Erfurts. Damit kommen wir auch zu dem Mann, dessen Gedanken das 16. und die folgenden Jahrhunderte entscheidend prägen sollten: Martin Luther erhielt hier seine entscheidende Prägung während seines siebenjährigen Aufenthalts im Augustinerkloster, von dem aus er die Erfurter Hochschule von 1501 bis 1505 besuchte. Seine dann in Wittenberg an die Schloßkirche geschlagenen Thesen, die den Protestantismus in Deutschland einleiteten, wurden wesentlich durch seinen Aufenthalt in Erfurt geistig geformt.

Und 1518 entstand in Erfurt das erste Rechenbuch vom „Rechenmeister Erfurts“ Adam Riese.

Stand zu Anfang des 16. Jahrhunderts, mit dem wir die Neuzeit beginnen lassen, das geistige Leben in Erfurt auf seinem Höhepunkt, so zeigten sich auf politischem Gebiet die ersten Anzeichen des Niedergangs für die Stadt. Sie wurde gleichzeitig von Mainz, das rechtlich noch immer Oberherr war und Kursachsen, dem Nachfolger der thüringischen Landgrafen, bedroht. 1483 unterlag sie der Herrschaft von Mainz. In einem Vertrag wurde die Mainzer Oberhoheit für alle Zukunft festgelegt, gegen Zahlung ungeheurer Summen, Stellung von Söldnern und Bau von Festungsanlagen der Stadt jedoch die Selbstverwaltung belassen. Doch überstieg die Erfüllung der Abmachungen die wirtschaftliche Kraft Erfurts bei

weitem. Die darauffolgende Verschuldung führte zum Bankrott und zu inneren Unruhen, die, teilweise von Mainz gefördert, 1509 der alten Geschlechterherrschaft ein Ende bereiteten. Zwar gelang es nocheinmal die Unabhängigkeit von Mainz weitgehend zu erhalten, aber die frühere politische Bedeutung war verlorengegangen.

Später hat man oft gefragt, ob Erfurt diesen Niedergang hätte verhindern können, wenn es reichsunmittelbar geworden wäre. Vermutlich nicht, denn zum Ende des Mittelalters büßten auch viele andere Reichsstädte ihre frühere Bedeutung ein, wofür Regensburg hervorragendes Beispiel ist. Der neue Handel mit Amerika verminderte die Bedeutung der alten Verkehrswege und setzte das Indigo anstelle des Waid. Außerdem wirkte sich gegen Erfurt aus, daß der sächsische Fürst, der gleichzeitig König von Polen war, Leipzig mit allen Mitteln förderte und schließlich von Kaiser Maximilian das Messeprivileg erhielt. Leipzig erreichte allmählich die Stellung, die vordem von Erfurt als Handelsstadt eingenommen wurde. Der Rest der wirtschaftlichen Macht, die Erfurt um 1600 noch besaß, wurde im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges vernichtet. Zwar erklärte Gustav Adolf 1631 sie für unabhängig und schenkte ihr sämtliche mainzischen Besitztümer und Rechte. Aber als der König zu früh starb, mußte Erfurt sich 1635 im Prager Frieden der mainzischen Oberhoheit, wenn auch nur im bisherigen Umfang, wieder beugen. Das konnte die Stadt auch zum Westfälischen Frieden 1648, der den Dreißigjährigen Krieg beendete, nicht mehr ändern. In die Reichsacht erklärt, mußte sie sich 1664, von mainzischen und französischen Truppen belagert, ergeben. Erfurt verlor die Selbstverwaltung und wurde immer mehr eine mainzische Landstadt. Nur dem Einfluß Kursachsens war zu danken, daß die protestantische Kirche in der Stadt weiterhin bestehen konnte.

Nun folgte die stillste Epoche in der Erfurter Geschichte. 1683 fiel fast die Hälfte der 16 000 Einwohner der Pest zum Opfer. Handel und Gewerbe waren nahezu erloschen und die Universität – 1816 wurde sie aufgeho-



Dom und Severikirche in Erfurt

ben – hatte die Fühlung zum geistigen Leben verloren. Erst in der Zeit der Aufklärung führte der Mainzer Stadthalter Dalberg (1772-1802), der mit Goethe und Schiller befreundet war, Reformen durch, die sich insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet auswirkten. Doch die entscheidende Wende brachte erst die Übernahme der Herrschaft durch Preußen aufgrund des Vertrages von Lunéville 1802. Man begann sofort mit der Umgestaltung der Stadtverfassung und der Verwaltung. Doch währte diese erste preußische Herrschaft nur kurz. Napoleon, der in den Jahren von 1803 bis 1814 die Geschicke Europas bestimmte, erzwang im Frieden von Tilsit 1807 die Abtren-

nung Erfurts von Preußen. Die Stadt hatte sich bereits im Jahr davor französischen Truppen ergeben. Der französische Kaiser wollte nun in Deutschland ein ihm unmittelbar unterstehendes Gebiet besitzen, eine „Domaine réservée à l'empereur“ und wählte dazu Erfurt. Zwar brachte dies den kaiserlichen Glanz der damaligen Zeit in die Stadt – insbesondere als 1808 hier der Fürstenkongreß stattfand – doch ging dies auf Kosten der Stadt und zehrte letzten Endes an ihrer wirtschaftlichen Substanz. Als die Preußen 1814, nachdem Napoleon besiegt war, die Herrschaft über Erfurt zurückerobert hatten, stellte sich heraus, daß die Stadt völlig ruiniert war. Es dauerte Jahr-

zehnte, bis die Wirtschaft wieder zu blühen begann. Dies verdeutlicht auch die Einwohnerzahl von 1844 mit nur 26 000, während die Stadt zum Ende des Mittelalters bereits 20 000 Bürger gehabt hatte.

Nach 1820 versuchte man durch Bildung von Zollvereinen, die hemmenden Handelsschranken in Deutschland zu beseitigen. Auf Grund seiner Mittelpunktlage wird Erfurt zum Amtssitz des Generalinspektors des Zoll- und Handelsvereins der thüringischen Staaten bestimmt. Die zentrale Lage der Stadt erweckte auch Hoffnungen, Erfurt könne nach der Revolution von 1848 zum Sitz der Reichsbehörden erwählt werden. Das einzige, was sich davon verwirklichte, war, daß Erfurt 1850 zum Sitz des Unionsparlaments gewählt wurde, dessen Tätigkeit jedoch nur wenige Wochen währte.

1835 entstand die erste deutsche Eisenbahnverbindung von Nürnberg nach Fürth. Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes ist deutlicher Ausdruck für den Beginn des Industriezeitalters. Bereits 1846 konnte Erfurt mit dem neuen Verkehrsmittel erreicht werden. Hierhin legte man den Kreuzungspunkt des Nord-Süd mit dem Ost-West-Verkehr. Die Verwaltung der thüringischen Eisenbahnen erhielt hier ihren Sitz. Bei der besonders nach 1871 starken Entwicklung der Industrie fehlen zwar ausgeprägte Großunternehmen, doch entstehen innerhalb ihrer Branchen bedeutende Unternehmen, z. B. in der Bekleidungs-, vor allem Schuhindustrie, der Nahrungsmittel- und der Metallindustrie. Weltbekannt wird die Stadt durch ihre, auf den Bürgermeister Christian Reichart (geboren 1685) zurückzuführenden Gärtnereien und den Samenhandel. Ihnen verdankt sie schon im vorigen Jahrhundert den Beinamen „Gartenstadt“. Dieser Entwicklung entsprechend wuchs die Einwohnerzahl, so daß Erfurt Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts die 100 000 überschreitet und die einzige Großstadt Thüringens wurde. Heute hat die Stadt bereits über 200 000 Einwohner.



In Erfurt geprägte Münzen

Literatur:

Karl Bosl: Europa im Mittelalter; Wien 1970
Overmann: Die Schicksale der Stadt in: Deutschlands Städtebau, Erfurt; Berlin 1927
Alfred Paszkowiak u. Walter Strobel: Erfurt; Leipzig 1980

Das Auf und Ab in der Ettlinger Stadtgeschichte

von Hans Leopold Zollner

1111 v. Chr. wäre das Gründungsjahr der Stadt Ettligen, wenn man der Inschrift auf dem Neptunstein Glauben schenken dürfte. Ungeachtet dieser humanistischen Phantasterei darf es als sicher gelten, daß sich die Menschen schon lange vor Christi Geburt an der Stelle, wo die Alb ihr Tal verläßt, angesiedelt haben. Das beweisen die zahlreichen Funde aus der Bronze- und Eisenzeit, die u. a. im Albgäumuseum im Ettlinger Schloß zu besichtigen sind.

70 n. Chr. ging die ungebundene Freiheit der keltischen und germanischen Siedler an der Alb verloren. Die Römer, die Herren der damaligen Welt, besetzten das Zehntland und überzogen das von ihnen besetzte Gebiet mit einem Netz ausgezeichneter Straßen. Da sich zwei dieser Straßen an der Alb kreuzten, errichteten sie hier eine Garnisons- und Amtsstadt.

70 - 260 n. Chr. stand das Gebiet um Ettligen unter römischer Verwaltung. Während dieser Zeit befruchtete der römische Einfluß das Leben und die Kultur seiner Bewohner. Sie lernten viel Neues von ihrer Besatzung, und im Schutze der „Pax Romana“ blühten Landwirtschaft, Rebbau und Handel auf.

260 drangen die Alemannen ins Zehntland ein. Die Römer mußten weichen. Ihre Häuser, Heiligtümer und Götterbilder wurden von den Eindringlingen zerstört. Reste dieser Werke hat der Schoß der Erde jahrhundertlang treu bewahrt. Schließlich fiel das Gebiet an die Franken, welche die Alemannen nach Süden abgedrängt hatten.

965 gehörte der damals „Etiningen“ heiße Ort dem Kloster Weißenburg. Die Christianisierung der Ge-

gend war abgeschlossen, und unter der Klosterherrschaft wurde der Ort zu einem bedeutenden Dorf, dem Kaiser Otto der Große das Marktrecht verlieh. Immer noch kreuzten sich hier Hauptstraßen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, eine Lage, die dem Dorf wirtschaftlichen Vorteil brachte.

1150 gründeten die Grafen von Eberstein im oberen Albthal die Klöster Herrenalb und Frauenalb. Mit dem Nonnenkloster Frauenalb gerieten die Ettlinger bald wegen des Waldes und des Schweinetriebs in Streit. Dieser Waldstreit, der auch in der Sage fortlebt, endete erst 1431 – wenig erfreulich für Ettligen, das etwa die Hälfte seines Waldbesitzes an das Kloster Frauenalb verlor.

1192 wurde Ettligen von Kaiser Heinrich VI., dem Sohn Friedrich Barbarossas, zur Stadt erhoben und erhielt damit das Recht und die Pflicht, sich und seine Bürger durch eine Stadtmauer zu schützen.

1219 übergab der letzte Hohenstaufe, Kaiser Friedrich II., seinem Gefolgsmann, dem Markgrafen Hermann V. von Baden die Stadt zu Lehen und endlich zu eigen. Von nun an war Ettligen eine badische Stadt.

1452 errichtete Markgraf Jakob I. von Baden oberhalb der Stadt eine Papiermühle, die erste in badischen Landen. Diese Mühle vervollständigte die Zahl der Mahl-, Schlag- und Ölmühlen an der Alb. Alle zusammen und die mannigfachen Gewerbe führten zu einer wirtschaftlichen Blüte der Stadt.

1492 zog eine venezianische Gesandtschaft durch Ettligen, und ihr Sekretär rühmte in seinem Bericht die schönen Häuser und die prächtigen Brunnen, zu denen um diese Zeit auch schon der Georgsbrunnen gehörte.

1511 besuchte der Kaiser Maximilian die Stadt; aber der Besuch war für die Ettlinger nicht erfreulich. Der Kaiser hatte nämlich den drei Jahrzehnte zuvor aufgefundenen Neptunstein gesehen und wünschte ihn zum Geschenk zu erhalten. Die Ettlinger weigerten sich, den Fund aus Römerzeiten herzugeben. Aber der Wunsch des Kaisers wog schwerer als die Ettlinger Ablehnung.

Der Stein mußte auf Befehl des Markgrafen Christoph von Baden abgeliefert werden. Siebzig Jahre dauerte es, bis der Neptunstein zurückgegeben und wieder in die Rathauswand eingemauert wurde.

1515 folgten zwei Ettlinger Bürgersöhne, Franz Friedlieb und Kaspar Heyd, der Gepflogenheit ihrer Zeit und nannten sich nach Beendigung ihrer gelehrten Studien Fanciscus Irenicus und Caspar Hedio. Mit Matthias Erb, ebenfalls ein Ettlinger, zählen sie zu den süddeutschen Reformatoren. Irenicus und Hedio machten sich auch als Gelehrte und Schriftsteller einen Namen. Hedio, der als Münstergeistlicher von Straßburg starb, beteiligte sich mit Melanchthon am Versuch, eine Einigung zwischen den Anhängern Luthers und Zwinglis herbeizuführen. – Gemeinsam war diesen Männern die Liebe zur Heimatstadt, deren Ruf sie ebenso verbreiteten, wie ihr Zeitgenosse und Landsmann Lienhard Müller, der als Münsterwerkmeister das Freiburger „Kaufhaus“ vollendete, und Jakob Bach, der in Frankfurt als Domwerkmeister tätig war.

1519 erhielt Martin Luther ein Zustimmungsschreiben des Ettlinger Pfarrers. Obwohl sich zunächst fast die gesamte Bevölkerung der Stadt und des Albals der Reformation anschloß, waren die folgenden hundert Jahre erfüllt von religiösen Streitigkeiten. Nicht weniger als zehnmal mußten die Ettlinger auf Geheiß der Herrschaft die Religion wechseln. Bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts zogen sich diese Auseinandersetzungen um den Glauben hin, welche die Bevölkerung in zwei Parteien spaltend, die sich heftig befehdeten.

1549 steht auf Ettlengers originellstem Brunnen, dem Narrenbrunnen. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit stellt die Figur den markgräflichen Hofnarren Hans von Singen dar. Die besondere Bedeutung dieses Brunnens aber liegt im Zeitgeschichtlichen und Sinnbildlichen; ist er doch ein Ausdruck für die Forderung des nach größeren Freiheiten verlangenden Volkes, auch den Herren seine Meinung frei und offen sagen zu können. Als Denkmal solcher Meinungsfreiheit und unerschrockenen

Freimuts-Eigenschaften, die den echten Ettlinger immer zierten – erfreute sich der Narrenbrunnen von jeher der Liebe der Bürger.

1622 war ein schlimmes Jahr für das Albtal. Kroaten plünderten und mordeten in den Dörfern und dürften auch Ettlingen übel mitgespielt haben. Wenn die Stadt auch nicht das Schicksal mancher Nachbarorte, Zerstörung und Brand, teilen mußte, so brachten die endlosen Durchmärsche von Truppen während des Dreißigjährigen Krieges doch Kontributionen, Verwüstungen, Einquartierungen, Krankheiten, Hunger und bitterste Armut. „Öde und unbebaut“, seien die Ettlinger Güter, hieß es noch im Landesvisitationsbericht von 1679.

1663 wurde in Ettlingen die Bereits seit vier Jahrzehnten bestehende Niederlassung der Jesuiten zum Kolleg erhoben. Schon im Jahre 1624 hatte Markgraf Wilhelm die Väter der Gesellschaft Jesu in die Stadt berufen, um Ettlingen und das Albtal wieder zum katholischen Glauben zurückzuführen. Sie pastorisierten bald alle Pfarreien der Umgebung, denn die Albtaldörfer waren durch die Kriegszeiten so arm geworden, daß sie eigene Pfarrer nicht mehr ernähren konnten. Die gewissenhafte seelsorgerische Tätigkeit der Ettlinger Jesuiten trug entscheidend dazu bei, die Wunden der Kriege und der Glaubensspaltung in und um Ettlingen zu heilen.

1689 wurde das mittelalterliche Ettlingen fast vollständig vernichtet. Im Feuersturm des Pfälzischen Erbfolgekriegs sanken Rathaus, Schloß, Kirche und Bürgerhäuser in Schutt und Asche; auch nahezu alle Urkunden und Kirchenbücher verbrannten. Übrig blieben nur die nackten Mauern des Schlosses, die geborstenen Turmstümpfe des Rathauses und der St.-Martins-Kirche.

1727 nahm die Witwe des „Türkenlouis“, die Markgräfin Augusta Sibylla, ihren Witwensitz in Ettlingen. Nachdem schon ihr Gemahl für die Wiederherstellung der Wohnhäuser Sorge getragen hatte, begann die Fürstin nun mit dem Wiederaufbau des Schlosses und der St.-Martins-Kirche. Johann Michael Ludwig Rohrer, der Baumeister der Markgräfin, stellte beide Bauwerke im

Barockstil wieder her. Als besonderes Kunstkleinod entstand unter seiner Bauleitung die Schloßkapelle, die Cosmas Damian Asam mit dem prachtvollen Deckengemälde schmückte.

1738 war nach nur zweijähriger Bauzeit das Ettlinger Rathaus am alten Platz neu aufgebaut. Die Verbindung zwischen dem Barockbau mit der schönen Sandsteinfassade und dem Turm der mittelalterlichen Stadtbefestigung hatte vermutlich der markgräfliche Baumeister Johann Peter Ernst Rohrer geplant. Die Kosten des Neubaus aber trug die Bürgerschaft, obwohl ihr durch den Polnischen Erbfolgekrieg (1733 - 1738) schwere Kriegslasten auferlegt worden waren.

1796 und mithin sieben Jahre nach Beginn der Französischen Revolution lieferten sich Erzherzog Karl von Österreich und der französische General Moreau ein weiträumiges Treffen, das als „Schlacht von Malsch“ in der deutschen Geschichte, als „Bataille d’Ettlingen“ auf dem Arc de Triomphe in Paris verzeichnet ist.

1805 nahm Kaiser Napoleon im Ettlinger Schloß nach einer Unterredung mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Baden für eine Nacht Quartier. Er war auf dem Marsch zu seinem größten Sieg bei Austerlitz. Als er 1809 abermals im Ettlinger Schloß übernachtete, zog der Franzosenkaiser seiner ersten Niederlage bei Aspern entgegen.

1828 wurde in der „unteren Papiermühle“ in Ettlingen die erste Papiermaschine Deutschlands in Betrieb genommen. Die Zeit der Papiermühlen ging damit zu Ende, die Papierindustrie war von nun an ein bedeutender Wirtschaftszweig in Ettlingen.

1836 begann eine weitere Epoche wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung für Ettlingen. Die Spinnerei und Weberei Ettlingen wurde gegründet und brachte für die Ettlinger und die Bewohner des Albals neue Verdienstmöglichkeiten. Die Zeiten unmittelbarer Kriegsbedrohung war für ein gutes Jahrhundert zu Ende.

1847 bis 1849 standen die Ettlinger mit in vorderster Linie im Kampf um staatsbürgerliche Freiheit und demokratische Rechte. Aber trotz aller Begeisterung und Entschlossenheit, trotz des Zusammenschlusses, der in Ettlingen u. a. durch die Bildung einer Bürgerwehr zum Ausdruck kam, unterlag das Volk der Macht der Reaktion. Mit dem Zusammenbruch des Badischen Aufstands von 1849 war auch in Ettlingen der Traum von Einigkeit und Recht und Freiheit ausgeträumt. Zahlreiche Ettlinger Bürger büßten ihren Mut in den Kerkern; der Sonnenwirt Philipp Thiebauth aber, die Seele des Ettlinger Freiheitsstrebens und Mitglied der badischen Volksregierung, mußte in der Schweiz Exil suchen, bis ihm eine Amnestie im Jahre 1870 wieder die Rückkehr erlaubte.

1900 war auch die eisenverarbeitende Industrie in das noch ein wenig verschlafen wirkende Städtchen eingezogen. Nachdem schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts der enge Ring der Mauern gesprengt worden war, wuchs die Stadt allmählich gegen den Hang des Berges und in die Ebene hinaus. Die Verkehrsverbindungen nach Karlsruhe und ins Tal wurden durch den Bau der Albtalbahn verbessert. Die Bevölkerungszahl nahm langsam aber stetig zu.

1937 brachte der Stadt im Zuge der damaligen „Verwaltungsneueinteilung“ den Verlust des Bezirksamtes. Damit wurde die alte Amtsstadt des Albgaus ihrer traditionellen Stellung, natürlicher Landschaftsmittelpunkt zu sein, beraubt. Dann kam der Zweite Weltkrieg, der wie der Erste für die Ettlinger Bevölkerung unsäglichen Schmerz, Leid und Tränen brachte. In den letzten Kriegstagen wurde die Stadt von französischen Truppen besetzt, nachdem sie tagelang in der Hauptkampflinie gelegen war.

1945 bis 1948 lasteten schwere Nachkriegssorgen auf Stadtverwaltung und Bürgerschaft. Flüchtlingsehend, Wohnungsnot, Demontagedrohungen, Währungszusammenbruch und wirtschaftlicher Tiefstand, das Erbe von 12 Jahren Gewaltpolitik, erlaubten keine Maßnahmen zur durchgreifenden Besserung.

1948 wurde der Leiter und Treuhänder der Ettlinger Maschinenfabrik Lorenz AG, Hugo Rimmelpacher, zum Bürgermeister von Ettlingen gewählt. Ins gleiche Jahr fiel die Währungsreform. Damit wurde es möglich, in der nunmehr rund 16 000 Einwohner zählenden Stadt Wohnungen, Arbeitsplätze und Versorgungsanlagen zu schaffen. Es war der Anfang eines Neuaufbaus, der Jahre in Anspruch nehmen sollte.

1954 beging Ettlingen ein Heimatfest unter dem Motto „Ettlingen 1000 Jahre Markt“. Zwar erwies sich nachträglich, daß das Marktjubiläum verfrüht gefeiert wurde, doch gab es an diesem Tag Gelegenheit zur Rückschau auf die Leistungen des ersten Nachkriegsjahrzehnts. Sie lassen sich am einfachsten zusammenfassen in die, freilich recht summarischen, Stichworte: Verbesserung der Wasserleitung durch Grundwasserwerk im Hardtwald und neuen Hochbehälter, Kanalisation der Innenstadt, Ausbau eines Industriegeländes im Westen der Stadt und damit Niederlassung neuer Betriebe, verstärkter Wohnungsbau in den neuerschlossenen Baugebieten im Ferning, südlich des Schloßgartens und im Hohe-Wiesen-Gebiet. Bau einer Volksschule (Pestalozzischule) für das Stadtgebiet Ettligen West, Gründung der Volkshochschule. Mit der Wiederwahl des Ettliger Bürgermeisters auf 12 Jahre begann die zweite Amtszeit der „Ära Rimmelpacher“.

1966 überreichte der damalige baden-württembergische Innenminister Dr. Filbinger dem Stadtoberhaupt die Urkunde, mit der Ettlingen zur Großen Kreisstadt erhoben wurde. Die Voraussetzungen waren erfüllt: Ettlingen zählte jetzt mehr als 20 000 Einwohner. Von nun an stand an seiner Spitze ein Oberbürgermeister. Er hieß auch weiterhin Hugo Rimmelpacher, nachdem ihn fast zwei Drittel der Bevölkerung für eine dritte Amtszeit wiedewählten. In seiner zweiten Amtsperiode waren u. a. die Restaurationsarbeiten im Schloß, begonnen mit dem Asam-Saal, fortgesetzt worden; es gibt längst ein neues Gymnasium, das Ettliger Schulwesen ist durch eine Realschule ergänzt worden. Freibad und Sportplätze sind

ebenso selbstverständlich wie die Sicherheit von Wohnung und Arbeitsplatz. Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung war auch in Ettlingen sichtbar.

1974 ging die „Ära Rimmelpacher“ zu Ende; mehr als ein Vierteljahrhundert hatte der Mann, den die Ettliger gerne „unser Hugo“ nannten, verdienstvoll und unermüdlich für die Stadt gewirkt. Ettlingen wird abermals „Große Kreisstadt“, doch dieses Mal infolge der Verwaltungsreform. Die „Neue Große Kreisstadt Ettlingen“ umfaßt jetzt außer der ursprünglichen Kernstadt die einstigen Gemeinden – und teilweise aus ihr vor Jahrhunderten entstandenen „Tochtergemeinden“ – Bruchhausen, Ettligenweier, Oberweier, Schluttenbach, Schöllbronn und Spessart. Der neue Oberbürgermeister der Großen Kreisstadt, gewählt am 8. Dezember 1974, ist Dr. Erwin Vetter. Seinem Vorgänger bescheinigt er, daß es in seiner Amtszeit Ereignisse gegeben habe, die nach ihrer Bedeutung den großen historischen Stunden Ettligen vergleichbar seien.

1975 feiert man in Ettlingen anlässlich des 300. Geburtstags der großen badischen Markgräfin die Sybilla-Tage. Besuch und Resonanz übersteigen selbst die kühnsten Erwartungen. Sie sind ein ermutigender Auftakt für die große Aufgabe, die jetzt angepackt werden muß: Die Sanierung der Altstadt.. Sie beginnt „um den Marktplatz“. Was sie bringt, ist an mancherlei geglückten Objekten schon jetzt zu erkennen. Was ihr Ziel ist, umreißt Oberbürgermeister Dr. Erwin Vetter mit den Worten, dem Kern der Stadt sei die im Wettbewerb mit dem benachbarten Oberzentrum notwendige Attraktivität zu sichern, der Bürgerschaft in der Innenstadt aber auch weiterhin das Gefühl der Wohnlichkeit und Geborgenheit zu vermitteln.

1976 werden die begonnen großen Bauprojekte dynamisch fortgeführt. Das alte Stadtzentrum wird wieder hergestellt und modernisiert. Ettlingen erhält ein neues Gesicht. Die Ettliger Stadtmannschaft wird beim internationalen Fernsehturnier „Spiel ohne Grenzen“ im englischen Badeort Blackpool Finalsieger.

1977 Die Konturen der neuen Ettliger Altstadt zeichnen sich deutlich ab. Ettlingen wird noch schöner und attraktiver; für die Bürger und Besucher der Stadt.

1978 Die Restaurierung der Schloßfassade kann abgeschlossen werden. Die Innenarbeiten laufen weiter. Lauerturm und Stadtmauer werden „aufpoliert“. Auch die Kronenstraße wird zur fußgängerfreundlichen Zone.

1979 Im Innenhof des herrlich renovierten Schlosses finden im Sommer die ersten Ettliger Schloßfestspiele statt.

1980 Generalsanierung vieler Schulen, Bau von zwei Turnhallen und Fertigstellung des Albgau-Stadions. Die Ettliger Altstadt-Sanierung wird mehrfach ausgezeichnet.

1981 Umfangreiche Restaurierung der Martinskirche, weitere Römerfunde in der Altstadt. Das neue Wohn- und Geschäftszentrum in Ettlingen-West wird eingeweiht. Die neugewonnene Fußgängerzone in der Innenstadt wird von der Stadt und den Vereinen mit einem großen Fest „in Besitz genommen“. Ettlingen erhält als Anerkennung für erfolgreiche Sanierung das Prädikat „Europäische Beispielstadt“.

Hundert Jahre Sektion Erfurt

Gerd Arntz

Obwohl unsere schnellebige Zeit uns immer nur auf das Nächstliegende in der Zukunft schauen läßt, veranlaßt der 16. Dezember 1982 unsere kleine Gemeinschaft der Sektion Erfurt, einmal auf die hinter uns liegenden hundert Jahre zurückzusehen. Wir tun dies mit gemischten Gefühlen. Einerseits möchten wir gar nicht gern immer wieder an alte Zeiten erinnert werden, die natürlich auch unangenehme Seiten haben. Andererseits können wir einen gewissen Stolz nicht verhehlen, mit zu einer Sektion zu gehören, die trotz aller Schwierigkeiten ihrer 100-jährigen Geschichte sich noch nicht alt fühlt. Denn mit Freude können wir heute feststellen, daß uns die seinerzeit formulierten Ziele unserer Sektion noch genau so jung erhalten haben, wie vor hundert Jahren:

„Das Bergsteigen und Wandern in den Alpen, besonders das der Jugend, zu fördern und zu pflegen, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten und dadurch die Liebe zur Heimat zu stärken“.

Hundert Jahre erscheinen eine lange Zeit. Und doch hat eine ganze Anzahl unserer Sektionsmitglieder einen großen Teil davon miterlebt. Zumindest sind die letzten, für die Sektion so ereignisreichen 40 Jahre vielen noch in lebhafter Erinnerung.

Betrachtet man die 100 Jahre der Sektionsgeschichte, so ergeben sich drei unterschiedliche Zeitabschnitte: Einmal die Zeit von der Gründung der Sektion 1882 bis zum ersten Weltkrieg. Über diese Epoche kann man nur aus alten Aufzeichnungen nachlesen. Da uns leider kein Archiv der alten Erfurter Heimat zur Verfügung steht, waren wir auf die doch lückenhaften Unterlagen im Münchener DAV-Haus angewiesen. An die zweite Epoche

können sich einige Mitglieder noch persönlich erinnern, entweder haben sie die Zeit bis zum Weltkrieg noch selbst miterlebt oder lebhaft aus Erzählungen von Eltern und Bekannten vor Augen. Sie endet mit dem Verbot jeder Aktivität in unserer alten Heimat Erfurt. Aus dieser Epoche liegen nur bis in die zwanziger Jahre hinein in München Unterlagen vor. So sind wir auf Erinnerungen und mündliche Überlieferungen angewiesen, die zwangsläufig lückenhaft sind. Dagegen besitzen wir für den letzten Zeitabschnitt seit der Wiedergründung im Westen alle wesentlichen Schriftstücke. Hinzu kommt, daß viele unserer Mitglieder sich noch lebhaft an diese Epoche erinnern. Da die Ereignisse dieser Zeit sich am stärksten auf unsere heutigen Aktivitäten auswirken, wollen wir auf sie auch stärker eingehen.

Ich sah es nicht als meine Aufgabe an, für die folgende Sektionsgeschichte mühsam aus alten Akten herausgesuchte Daten zu sammeln und chronologisch aneinander zu reihen. Ich möchte versuchen, das darzustellen, was im Leben der Sektion wichtig erscheint und ob sich daraus Auswirkungen in späterer Zeit ergaben. Dafür, daß vielleicht manche Einzelheit fehlt, muß ich mich von vorn herein entschuldigen, wie auch dafür, daß für manchen Leser einiges weniger interessant erscheint.

1. Von der Gründung bis zum ersten Weltkrieg

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte die Voraussetzungen für Aktivitäten eines Alpenvereins in Erfurt überhaupt erst ermöglicht. Erst der Ausbau der Eisenbahnverbindung zwischen Erfurt und München gestattete es, während eines kurzen Urlaubs in die Alpen zu fahren. Außerdem waren es die politischen, wirtschaftlichen und soziologischen Entwicklungen, die die Zeit „reif“ für derartige Aktivitäten gemacht hatten. Politisch wurden durch die Reichsgründung die vorher behindernden Grenzen bis an die Alpen hinausgeschoben und die Spannungen mit Österreich beseitigt. Der wirtschaftliche Aufschwung brachte zumindest für das gehobene Bürgertum die Mittel, sich derartige Reisen leisten zu können. Soziologisch hatte sich ausgehend von Rousseaus

„Zurück zur Natur“ über Jahns Turnerschaften und die Wandervogelbewegung die Erkenntnis vom positiven Einfluß des Erlebens körperlicher Bewegung in der Natur auf die gemeinschaftsbildenden Kräfte durchgesetzt.

So entstand, wie in vielen Teilen des Reiches, auch in Erfurt aus individuellen Reiseerlebnissen in den Bergen der Wunsch, andere daran teilhaben zu lassen und womöglich gemeinsame Unternehmungen durchzuführen. Ziele und Aufgaben des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins entsprachen diesen Vorstellungen. Als am 16.12.1882 im „Thüringer Hof“ am Dom in Erfurt 15 bergbegeisterte Herren sich zusammenfanden, wurde deshalb die Gründung einer Sektion Erfurt beschlossen. Sie wurde mit Wirkung vom 1.1.1883 dem Gesamtverband angeschlossen. Dies ist die Geburtsstunde, die wir heute feiern.

Wie sehr die Sektion den Vorstellungen der damaligen Gesellschaft entgegenkam, geht aus den anfangs so schnell steigenden Mitgliederzahlen hervor: Noch im ersten Jahr fanden sich 50 Mitglieder zusammen, 1885 überschritt man bereits die Hundert. Bemerkenswert ist, daß von den Hundert nur 47 Mitglieder aus Erfurt waren. Über die Hälfte der Mitglieder kamen aus den thüringischen und preußischen Städten der näheren Umgebung, wie Weimar, Gotha, Arnstadt, Nordhausen, aber auch aus fernerer mitteldeutschen Städten, wie Naumburg, Ohrdruf, Hildburghausen u.a. Hier zeigt sich die damalige zentrale Bedeutung Erfurts in diesem Raum.

Über die Aktivitäten des neuen Vereins wird berichtet, daß von den 50 Mitgliedern des ersten Jahres „fast die Hälfte sich aufraffte zu sommerlicher Alpenfahrt“. Bereits im zweiten Jahr ihres Bestehens legt die Sektion in dem von ihr übernommenen Arbeitsgebiet einen Fußweg von Kolm-Saigurn in der Rauris bis zum Gletscher am Hohenaar an, der noch heute „Erfurter Weg“ genannt wird und die Verbindung von Rauris nach Heiligenblut erleichtert. Da die kleine Sektion die nötigen Mittel nicht hatte, wurde das Geld aus Spenden der Mitglieder gesammelt. Der zusammengekommene Betrag von RM 200 er-

scheint uns wenig, doch war ihr Wert damals höher als es die 20 Goldstücke à 10 Reichsmark heute darstellen würden. Auch in den folgenden Jahren werden in diesem Gebiet weitere Wege angelegt, die alten verbessert und versichert, sowie durch ein Depot in Kolm-Saigurn Proviant, Medikamente und Gletscherseile bereitgehalten. Aus allen Berichten der damaligen Zeit geht die Begeisterung hervor, mit der einfachere aber auch schwierige Bergwanderungen unternommen werden.

In einer so weit von den Alpen entfernt liegenden Sektion konnten die Aktivitäten verständlicherweise nicht ausschließlich in den Bergen stattfinden. Bergfahrten wurden langfristig vorbereitet und dafür gespart. Vielleicht kann man sie mit den heutigen Fernreisen vergleichen, nur waren sie nicht so bequem wie heute. Die Fotografie war gerade erst in Mode gekommen, und es war noch ein Erlebnis für die Daheimgebliebenen, den Bericht der Beteiligten zu hören und sich einige Fotos anzusehen. In den Jahresberichten werden die Beschreibungen und Bilder der Bergfahrten wiederholt.

Doch damit sind die Aktivitäten der Sektion noch nicht erschöpft. Bereits im ersten Vereinsjahr wird vom Lehrer Carl Reinecke ein Herbarium von Alpenpflanzen, die in einer Höhe von über 1600 m wachsen, angelegt. Um darüberhinaus „die Kenntnis von der Alpenwelt zu erweitern und zu verbreiten“ werden Bücher und Karten über die Alpen erworben und zu einer Bibliothek zusammengestellt, die sich reger Inanspruchnahme erfreut.

In der Festschrift zur 25-Jahrfeier werden die regelmäßigen Monatsversammlungen als „Schwergewicht des Lebens in der Sektion“ bezeichnet. Den Höhepunkt des Jahres bildet die Hauptversammlung im Dezember, das am Abend mit dem Stiftungsfest verbunden wird. So wird auch die Geselligkeit gepflegt. Heute mutet es allerdings eigenartig an, wenn man nachliest, daß erst zum Abend die Damen eingeladen wurden. Im sonstigen Leben der Sektion erscheinen sie kaum. Als „schwaches Geschlecht“ haben sie nur selten Gelegenheit zur Teilnahme an Bergfahrten erhalten. Selbst zu feierlichen Anläs-



Einweihung der neuen Hütte 1905

sen, wie Hütteneinweihungen, wurden wohl keine Ausnahmen zugelassen, wie aus den Photos von 1895 und 1905 hervorgeht: Außer dem weiblichen Hüttenpersonal kann man jeweils nur eine „Dame“ entdecken!

Um so wichtiger sind in jener Zeit die Titel der ehrenwerten Mitglieder. Es wird kein Name veröffentlicht, ohne die Berufsbezeichnung bzw. den „Professor“ oder „Doktor“ zuzusetzen. So kann und will die jährlich veröffentlichte Mitgliederliste die „bessere Gesellschaft“ nicht verbergen. Neben den Direktoren, Ärzten und Professoren finden sich vor allem Beamte höherer Kategorie

wie Regierungs-, Sanitäts-, Justiz-, Stadt-, Post-, Eisenbahn-, Commerzien- und sonstige „Räte“.

Die Begeisterung der Sektion im so entfernten Arbeitsgebiet wird durch die Reisekosten und den Zeitaufwand gedämpft. Deshalb wird auch der Gedanke an einen Hüttenbau dort unten verworfen. Um so freudiger werden die aufkommenden Pläne verfolgt, im näher gelegenen Rofan gemeinsam mit anderen Thüringer Sektionen eine „Thüringer Hütte“ zu erbauen. Doch die Verhandlungen ziehen sich 6 Jahre hin, ohne daß man mit den Sektionen Weimar und Sonneberg zu einer Einigung

kommt. Schließlich wird 1894 beschlossen, dort allein eine Hütte zu bauen.

Ogleich seit 1885 die Mitgliederzahl nicht wesentlich zugenommen hatte – der Bericht der Hauptversammlung 1894 nennt 121 Mitglieder – unterzog sich die kleine Sektion dieser für sie gewaltigen Aufgabe. Es ist ja nicht nur der finanzielle Aufwand. Man kann heute nur bewundern, in welcher kurzen Zeit ohne die heutigen technischen Hilfsmittel, so weit von Erfurt entfernt, im Hochgebirge der Bau durchgeführt wird, so daß er bereits am 1.8.1895 eingeweiht werden kann. Vom Idealismus jener wenigen Mitglieder profitieren wir alle, heute noch nach fast 100 Jahren!

Aus den Jahresabrechnungen ist ersichtlich, daß die Sektion für den Hüttenbau keinen Kredit in Anspruch nahm. Sie war – offensichtlich in Anlehnung an die damals übliche Finanzierung für den Eisenbahnbau und die Industrialisierung – auf einen genialen Gedanken gekommen: Schuldscheine auf den Hüttenbau an Sektionsmitglieder auszugeben. Nach einigen zinsfreien Jahren verpflichtete sich die Sektion, sie aus den Kassenüberschüssen der Hütte und der Sektion zu verzinsen und zur Rückzahlung auszulösen. Jedes Jahr zur Hauptversammlung fand dann die Verlosung statt. Ob der Erfinder dieser Finanzierungsquelle bei Ausgabe der Schuldscheine wohl schon damit rechnete, daß die meisten Besitzer der dann ausgelosten Anteilscheine auf die Rückzahlung zugunsten der Sektionskasse verzichten würden? Tatsächlich machten in den Folgejahren viele Spender von dieser edlen Geste Gebrauch, wofür sie in den Jahresberichten auch lobend erwähnt wurden.

Mit dem Besitz der Hütte waren für die Sektion zusätzliche Aufgaben entstanden. Nicht nur die Instandhaltung und Erweiterung der Hütte selbst, sondern auch der Weg hinauf, sowie die Erschließung neuer Wege im Rofan, ihre Instandhaltung und Sicherung mußten ständig mit hohem Aufwand geleistet werden. Man sollte nicht vergessen, daß die Sektion sowohl für die Genehmigung zur Anlage eines Weges als auch zur Erweiterung eines

vorhandenen Weges an die Grundeigentümer – meistens Bauern aus der Gemeinde – Entschädigungen zahlen mußte. Dies gilt besonders für den Aufstieg zur Hütte über die Dalfazer Alm.

Der Bau der Hütte und die Erschließung neuer Wege führten zu steigendem Interesse am Rofan auch für die Wissenschaft. Man erforschte seine geologische Beschaffenheit, seine Pflanzen- und Tierwelt, und auch seine Geschichte, wie viele Veröffentlichungen aus jener Zeit zeigen. Wir dürfen mit Stolz auf die Arbeit unseres Sektionsmitgliedes Carl Reinecke über „Die Flora und die Vegetationsverhältnisse des Sonnwendgebirges“ hinweisen. Die Bedeutung dieses Werkes wurde noch anerkannt, als in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts das Rofan zum Naturschutzgebiet erklärt werden sollte, auch mit dem Ziel, den Seilbahnbau zu verhindern.

Wer unsere Hütte kennt, kann die begeisternde Schilderung jener Zeit verstehen. Es ist immer wieder der herrliche Blick hinunter ins Tal, auf den Achensee und zum Inn hinüber sowie auf die dahinter liegenden Berge des Karwendels, der Zillertaler und den Großvenediger. Aber auch „die leichte Möglichkeit, von der Hütte aus mit wenig Aufwand an Mühe und mäßiger Steigfähigkeit eine Reihe hervorragender Aussichtswarten zu erreichen“ wird gepriesen, so daß sich viele angesprochen fühlen und der Besucherstrom auf der Hütte ständig ansteigt.

Um den steigenden Anforderungen zur Bewirtschaftung gerecht zu werden, werden 1901 Waschküche und Mulistall gebaut. 1903 wird dann nach Zukauf eines 500 qm großen angrenzenden Grundstücks der Erweiterungsbau der Hütte beschlossen. Er bestand aus einem größeren Anbau an die bis dahin doch sehr kleine Hütte. Mit 14 Zimmern, 4 Matratzenlagern, 2 Gastzimmern und entsprechenden Nebenräumen war diese Hütte größer als es unsere heutige ist.

Ihre feierliche Einweihung erfolgte im Sommer 1905. Interessant sind die Gedanken des Pfarrers Kofler aus Eben, die er bei dieser Gelegenheit über den Alpen-

verein sagte: Es sind „... von Jahr zu Jahr Reichsdeutsche hereingekommen nach Tirol, immer mehr, und hätten erstaunliche Leistungen in Erforschung und Erschließung der Alpenwelt vollbracht. Daß diese Erfolge mehr den deutschen Brüdern draußen als den landeseingesessenen zu verdanken seien, habe seinen Grund einmal in dem besonderen Wohlstand, dessen das deutsche Reich sich besonders seit 1871 erfreue ...“ (aus dem Jahresbericht 1905). Einen anderen Gedanken, den der Sektionsvorsitzende sagte, verdient in seiner überzeitlichen Gültigkeit auch angeführt zu werden: „Es ist ... in der Öffentlichkeit der Weg zu unserem Haus steinig, steil und schlecht gescholten worden. Das ist vielleicht ganz gut. Dadurch wird immerhin ein Teil der blasierten, verwöhnten Genußmenschen abgehalten, die wir gar nicht hier haben wollen ...“. Leider sind heute die Steine auf dem Wege zur Hütte durch die Seilbahn nicht mehr so wichtig, doch bleiben uns noch einige Wege im Rofan, wo wir uns über steinige und steile Wege freuen können!

Der Erweiterungsbau wurde mit über 21 000 RM dreimal so teuer, wie die vorherige kleine Hütte. Diesmal erhielt die Sektion vom Hauptverein ein Darlehen über RM 7 000,-; mit RM 13 000,- Schuldscheinen finanzierten die Mitglieder fast den gesamten Rest, so daß der Sektion keine Finanzierungssorgen blieben.

Eng mit der Geschichte unserer ersten Hütte verbunden ist ein Mann, dessen Name erwähnt werden muß: Ferdinand Ihler aus Jenbach. Er hatte den herrlichen Platz des Mauritzköpfl für die Hütte empfohlen. Als Not am Mann war, stellte er sich schließlich als Hüttenwirt zur Verfügung.

Die letzten Jahre des ersten Zeitabschnitts werden durch den Krieg beschattet. Es erscheinen in diesen Jahren nur noch kurze Notizen in den Mitteilungen des DuÖAV, wie z. B. 1917: „Der Vorstand hat sich gegen das Vorjahr nicht geändert. Die Tätigkeit der Sektion im Vereinsgebiet mußte der Kriegsverhältnisse wegen ruhen. Die Hütte in der Rofangruppe ist nur ganz wenig besucht worden, bewirtschaftet wird sie nicht ...“.

2. Vom ersten Weltkrieg bis 1945

Aus dieser Periode liegen nur wenige schriftliche Unterlagen vor. Sie ist durch Ereignisse geprägt, die sich erheblich, z.T. sogar lähmend auf die Arbeit der Sektion aus-

Brand der Erfurter Hütte am 10. Oktober 1920



wirken: Folgen des 1. Weltkrieges, Inflation, Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus sowie 2. Weltkrieg mit seinen Folgen in Erfurt. Der schwerste Schlag wurde der Sektion jedoch durch den Brand der Erfurter Hütte am 10.10.1920 zugefügt. Der Hergang ist nie völlig aufgeklärt worden. Anscheinend hatten Besucher der zu diesem Zeitpunkt nicht mehr bewirtschafteten Hütte den Ofen im Winterraum zu stark angeheizt und danach die Hütte verlassen. Bevor jemand etwas retten konnte, brannte die im wesentlichen aus Holz gebaute Hütte völlig aus.

Aus den spärlichen Nachrichten der Folgejahre geht hervor, daß trotz Inflation die Sammlungen für den Wiederaufbau in der Sektion eifrig betrieben wurden. Wie bei der vorher nie erlebten Geldentwertung die gesammelten Beträge überhaupt noch einen Wert behalten konnten, ist uns heute unklar. Zum Beispiel betrug Anfang 1923 der Sektionsbeitrag RM 600,-; zum Ende des glei-

chen Jahres war er auf RM 1 Million angestiegen. Trotzdem wird im Jahresbericht 1925 bereits von der im Herbst 1924 im Rohbau fertiggestellten neuen Hütte berichtet. Allerdings war die wieder aufgebaute Hütte kleiner als die abgebrannte; in ihrer Aufteilung jedoch so, wie wir sie heute noch kennen.

Wir wissen heute nicht mehr, wie hoch die Kosten für diesen Neubau waren. Der Wert des inzwischen von 1 Billion RM auf 1 „Gold“-Mark gestiegenen Geldes geht jedoch aus der uns bekannten Kaufkraft der Mark in diesen „goldenen zwanziger Jahren“ hervor. Immerhin hatte die Sektion für den Neubau vom Hauptausschuß RM 5 000,- und von der Stadt Erfurt RM 1 000,- als Zuschüsse erhalten. Wie wertvoll das neue Geld war, geht daraus hervor, daß im gleichen Jahresbericht der Rückgang der Mitgliederzahl von anfangs 700 auf 602 zum Ende des Jahres teilweise auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten einzelner Mitglieder zurückgeführt wird. In den folgenden Jahren steigt die Zahl der von der Wirtschaftskrise erfaßten Menschen ständig an. Bei schließlich 6 Millionen Arbeitslosen werden natürlich auch unsere Sektionsmitglieder betroffen.

Wie sehr sich das Fehlen des Stützpunktes Erfurter Hütte im Rofan auswirkte, geht aus einem Bericht hervor, der feststellt, daß in unserem Gebiet seit dem Krieg nichts mehr an Wegen, Sicherungen und Markierungen getan wurde. Nun werden verstärkt auch diese Aktivitäten wieder aufgenommen. Besonders zeichnet sich hierbei der in München ansässige Sohn unseres früheren Sektionsvorsitzenden, Herr Herbert Eichhorn, aus. Bereits im Winter 1924/25 übernimmt er auch die Aufsicht über die erst im Rohbau fertiggestellte Hütte. Durch die steigende Bedeutung des Skifahrens in den Bergen kommen in diesem Winter bereits 450 Besucher auf die Hütte. Herr Eichhorn hatte mit seinen Freunden hieran sicher erheblichen Anteil, war er doch seinerzeit einer der bekanntesten Münchener Felskletterer und Skifahrer. Ihm wird auch ein Großteil der Erstbesteigungen im Rofan zugeschrieben.



Rotspitze im Rofan

In Erfurt bildet sich 1924 die erste Bergsteigergruppe und 1925 bereits eine eigene Skiabteilung, die bei ihrem ersten Treffen bereits 62 Mitglieder zählt. Sie erhält besonderen Auftrieb durch Herrn Gustav Räther, der sie betreut, und der dann 1936 die olympischen Winterspiele organisiert und leitet. Herr Räther wurde dann nach dem Kriege auch einer der Mitbegründer unserer Sektion im Westen, der er bis zu seinem Tode 1967 angehörte.

Im Sommer 1925 wurden bereits 4500 Besucher gezählt, obgleich die Hütte erst im Juli eingeweiht wurde. Von ihnen übernachtete etwa ein Drittel. Im folgenden Jahr war der Anteil mit 2500 Übernachtungen sogar noch höher. Wie gut würde es unserer Sektion wohl gehen, wenn wir heute einen ähnlichen Anteil an Übernachtungen verzeichnen könnten.

Mit 1927 enden für uns die Veröffentlichungen über die Sektion. Sie besagen, daß die Mitgliederzahl inzwischen 674 erreicht hat, die weiteren Ausbaumaßnahmen auf der Hütte die Zahl der Betten auf 16 und die der Matratzenlager auf 35 erhöht haben. Erstmals fließt auch der Gedanke an eine Materialseilbahn von Maurach zur Hütte mit ein. Doch die folgende Weltwirtschaftskrise läßt es dazu nicht mehr kommen. Wegen des Devisenmangels können auch Auslandsreisen kaum noch unternommen werden. Hinzu kommen die politischen Wirren sowohl in Deutschland als auch in Österreich, die schließlich zur zeitweiligen Sperrung der Grenze führen.

Erst nach dem „Anschluß“ Österreichs 1938 wurde der Besuch der österreichischen Alpen für Reichsdeutsche wieder möglich. Doch schon im Jahre darauf verhindert der Krieg alle ins Auge gefaßten weiteren Aktivitäten. In diesen kurzen Zeitraum fällt der Abschluß des Quell-Nutzungsvertrages mit dem Grafen Enzenberg sen. Von der ca. 2 km entfernten Quelle wird noch eine Leitung gebaut, die durch einen Widder das Wasser zur Hütte führt. Außerdem wurde bereits ein kleines Stromaggregat (60 V) aufgestellt. Bis 1943 konnte unser Hüttenwirt, Herr Eberharter, die Hütte zwar noch offenhalten, doch dann wurde auch er zu den Soldaten eingezogen.

In Erfurt versuchte man während dieser für den Alpenverein so schwierigen Jahre, die Mitglieder zusammenzuhalten. Man traf sich nach wie vor in der „Ressource“ zu Veranstaltungen im Vereinslokal. Während der Zeit der Grenzsperrung wurden gemeinsame Wanderungen, insbesondere in den Thüringer Wald, durchgeführt, und man versuchte, trotz Gleichschaltung in den Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen soweit möglich die Selbständigkeit zu wahren. Gelegenheit hierfür bot sich durch die ausgebildeten Touren- und Bergführer, die als Lehrpersonal für die Gebirgstruppen dringend benötigt wurden. So wurden auch auf unserer Hütte Kurse für Gebirgsjäger und die Jugend im Klettern und Skifahren abgehalten. Manch einer unserer älteren Mitglieder hat daran teilgenommen; sie waren in jener Zeit die einzige Möglichkeit, in die Berge zu kommen.

Je mehr der Krieg dem Ende zuging, um so weniger konnte man sich von Erfurt aus um die Hütte kümmern. Zum Hüttenbeauftragten der Sektion hatte man vor Ort Herrn Reith aus Jenbach bestimmt. Doch wie der letzte Brief vom Vorsitzenden in Erfurt, Dr. Nitze, vom 18.2.1945 an ihn zeigt, war die Verbindung zur Sektion bereits Ende 1944 abgerissen:

„Wir haben seit vielen Wochen von Ihnen nichts gehört. Auch Eberharter's schreiben uns nicht... Schreiben Sie doch einmal ganz kurz eine Karte, ob Sie unsere verschiedenen Schreiben erhalten haben und wie es Ihnen persönlich geht...“

3. Die Sektion seit dem zweiten Weltkrieg

Der Zusammenbruch war für die Sektion vollständig. Auf Befehl der sowjetischen Militäradministration wurde auch der Alpenverein aufgelöst, das in der Zone befindliche Eigentum eingezogen.

Ein glückliches Schicksal hatte die Erfurter Hütte vor der Zerstörung bewahrt. Der bereits 1941 eingesetzte Hüttenbeauftragte der Sektion, Herr Reith, war noch in Jenbach. Er wurde im wieder selbständigen Österreich der Verbindungsmann zu den Behörden, zum neuen Alpenverein in Österreich, dem die Verwaltung der be-



Burgl und Hans Kostenzer

schlagnahmen deutschen Hütten unterstand, und zum Hüttenpächter.

Als 1945 unser altverdienter Hüttenwirt, Herr Eberharter, nach 20 Jahren die Pacht aufgab, entstand ein Dokument, das schlaglichtartig die Probleme der Menschen damals zeigt. Es ist ein Übergabeprotokoll für die Lebensmittelbestände der Hütte. Auf halbe Kilos und Liter genau werden sogar Kartoffeln und Kohle übergeben. Nicht der dafür zu zahlende Preis ist wichtig sondern der zugeteilte Besitz. Im gleichen Sinne versteht sich auch

der Aushang des Hüttenbeauftragten aus jenen Tagen: „Aufgrund der Lebensmittelknappheit werden die Hüttenbesucher gebeten, sich etwas Lebensmittel, Brot usw. mitzubringen. Bergsteigeressen an Alpenvereinsmitglieder kann nicht mehr ausgegeben werden. Als Ersatz wird mittags und abends eine gute Suppe sowie Tee verabreicht“.

Im westlichen Deutschland hatte sich der Alpenverein noch nicht wieder zusammengefunden, dazu waren die Verhältnisse in den einzelnen Besatzungszonen zu

unterschiedlich. In Österreich wird bereits im August 1945 durch die Landesregierung erkannt, daß der Alpenverein „für alle Alpenländer aufgrund seines über sieben Jahrzehnte sich erstreckenden verdienstvollen Wirkens von ausschlaggebender wirtschaftlicher Bedeutung ist, insbesondere für den Fremdenverkehr. Es ist daher besonders wichtig, daß dieser große Verein bestehen bleibt...“. Die Tiroler Landesregierung bestellt deshalb zur gleichen Zeit bereits einen treuhänderischen Verwaltungsausschuß, der die Geschäfte des in „Alpenverein“ ohne jeglichen Zusatz umbenannten Vereins leiten soll. Durch Rundschreiben an alle „Zweige“ (Sektionen) wird sichergestellt, daß „die Schutzhütten soweit als möglich in Betrieb genommen und bewirtschaftet, zum mindesten aber durch eine vertrauenswürdige Person bewartet oder bewacht werden“.

Diesem ersten Anstoß für ein neues Leben wird jedoch bereits im Dezember 1945 ein arger Stoß versetzt. Das Staatsamt für Inneres in Wien löst den Deutschen Alpenverein, Sitz Innsbruck, auf. Am 26.7.1946 wird dann durch Anordnung des Alliierten Kontrollrates die Erfurter Hütte mit den übrigen 176 Hütten des ehem. Deutschen Alpenvereins als deutsches Eigentum beschlagnahmt. Bis zum Abschluß eines Friedensvertrages sollen die Hütten durch einen öffentlichen Treuhänder verwaltet werden. Hierzu wird der verdienstvolle Hofrat Professor Martin Busch bestellt. Ihm ist die anschließende geordnete Weiterführung der Hütten zu verdanken. Er erlaubte auch den alten deutschen Eigentümer-Sektionen die Mitverwaltung. Nur so konnte der hohe Instandhaltungsaufwand ohne Zuschüsse durch den österreichischen Staat aufgebracht werden.

In dieser Zeit fällt die Verpachtung unserer Hütte an Herrn Hans Kostenzer. Seit 1909 kannte er die Hütte und auch den Sektionsvorstand, war er doch als Bub von der benachbarten Gassenalm oft herüber gekommen. Am 26.5.47 zog er als Hüttenwirt ein. Im Herbst des gleichen Jahres holte er sich seine junge Frau Burgl mit hinauf. Seitdem hat er mit der Sektion Freud und Leid der Hütte

geteilt zu unserem und zu seinem Nutzen. Während Burgl bald wegen ihrer guten Küche und der Ordnung in der Hütte weithin bekannt wurde, machte er sich als guter Hüttenwirt einen Namen. Selbst nach den täglichen mühsamen Wegen mit Mulis und Verpflegung hinauf zur Hütte fand er am Abend noch immer Zeit für einen Plausch mit den Gästen. Wenn es besonders stimmungsvoll wurde, nahm er auch manchmal die Gitarre von der Wand und gab die Lieder aus seinem reichen Schatz zum besten, die gerade richtig am Platz waren. Wie er selbst sagt, ist die Hütte seine Heimat geworden, so daß er auch heute noch mit Tiroler Hut und grüner Schürze dort oben nicht wegzudenken ist, obgleich sein Ältester, unser jetziger Hüttenwirt „Hansi“, Anfang 1971 die Verantwortung übernommen hat.



Rita und Hansi Kostenzer

Doch vorerst sind wir noch im Jahre 1946. Da hatte man in Deutschland noch andere Sorgen. Erst mit der Gründung der Bundesrepublik und nach der Währungsreform war für die Menschen wieder eine Basis vorhan-

den, sich auch anderen Dingen als nur dem Überleben zu widmen. Langsam fanden die westdeutschen Sektionen zu ihren Vereinsaktivitäten zurück. Ab 1951 konnten auch wieder Touristenreisen über die Grenze unternommen werden. Hiervon machten auch inzwischen in der Bundesrepublik ansässig gewordene Erfurter Gebrauch. Vor allem war es der letzte Vorsitzende der Sektion in Erfurt, Herr Dr. Nitze, der anhand eines noch heute vorliegenden Mitgliederverzeichnisses der alten Erfurter Sektion versuchte, unter den Vereinsangehörigen Verbindungen herzustellen und Anschriften der in den Westen Gegangenen zu sammeln. Bei seinen Besuchen der Hütte fuhr er auch regelmäßig zum Treuhänder nach Innsbruck, der schließlich gemeinsam mit dem Verwaltungsausschusses ÖAV den Erfurtern die Genehmigung erteilte, sich für eine geordnete Weiterführung der Hütte mit einzusetzen.



Dr. Nitze

Damit war die Zeit gekommen, die Sektion vorerst lose wieder zusammenschließen. Dies erfolgte auf der Hauptversammlung in Frankfurt am 26.6.1953. Als dann der inzwischen bestehende DAV mit dem Österreichischen Bundesministerium für Finanzen 1954 den „Bestandsvertrag“ abgeschlossen hatte, der die deutschen

Hütten wieder in die uneingeschränkte Verwaltung der Eigentümer-Sektionen zurückbringen sollte, beschloß man in der Hauptversammlung in Ettlingen am 13.2.1955, die offizielle Eintragung der Sektion Erfurt beim Amtsgericht Karlsruhe zu beantragen.

Nach dem Wunsch aller damaligen Mitglieder sollte die Registrierung nur vorübergehend sein, „bis durch die politische Entwicklung die Vereinstätigkeit am alten Sitz Erfurt wieder aufgenommen und der Sitz von Karlsruhe nach Erfurt zurückverlegt werden kann und soll“. DAV und ÖAV unterstützten die Eintragung ins Vereinsregister im Bundesgebiet, um wieder einen Rechtsträger zu schaffen, der die Sektion gegenüber Behörden und Privatpersonen im Bundesgebiet und in Österreich vertreten konnte.

Trotz dieser Eintragung dauerte es noch viele Jahre, bis die Sektion das Eigentum an der Hütte wieder erhielt. Die Verzögerung hatte zwei Ursachen: Einmal war sich der DAV nicht klar, ob eine Rückübertragung an uns evtl. Schwierigkeiten politischer Natur auslösen könnte. Während für Hütten von Sektionen aus der Bundesrepublik und den verlorenen Ostgebieten, einschließlich der Tschechoslowakei keine eigentumsrechtlichen Probleme gesehen wurden, vermutete man sie jedoch bei den „Sektionen mit mitteldeutschen Namen“. Zweitens hatte der DAV die nicht unberechtigte Sorge, Hütten an Sektionen zurückzugeben, die aufgrund ihrer zu erwartenden Mitgliederentwicklung längerfristig die erheblichen Aufwendungen zur Betreuung ihrer Hütten nicht sichern konnten.

Für uns war es schwer, gegen politisch-rechtliche Gründe des DAV anzugehen. Dem zweiten Argument konnten wir nach unserer Eintragung in Ettlingen mit dem Hinweis auf die steigenden Mitgliederzahlen entgegenreten. Für die anstehenden großen Investitionen war es uns als Vorstand jedoch nicht möglich, die Finanzmittel zu beschaffen, solange die Hütte nicht wieder unser Eigentum war. Schließlich wurde die rechtlich unanfechtbare Lösung des offiziellen Verkaufs der Hütte vom

DAV an uns gefunden und 1973 durchgeführt. Wir erhielten hierbei aktive Unterstützung durch unseren damaligen Rechtsreferenten, Herrn Dr. Bühling, den Gründer und langjährigen Vorsitzenden des Vereins „Heimat-treue Erfurter“.

Die Gefahr, daß längerfristig der Bestand der Sektion Erfurt im Westen wegen des natürlichen Aussterbens der alten Mitglieder nicht sichergestellt werden könnte, hat den Vorstand viele Jahre beschäftigt. Zwar konnte unser vormaliger Vorsitzende, Herr Otto Henrich, im Ettlinger Raum für eine etwa konstante Mitgliederzahl um 200 sorgen. Doch stellte sich nach seinem allzu frühen Tod das Problem erneut. Erst als 1970 eine aktive Bergsteigergruppe im Ettlinger Raum zur Sektion kam, begann wieder ein richtiges Vereinsleben. Im gleichen Jahr überschritt die Mitgliederzahl die 300 und stieg in den Folgejahren ständig weiter bis auf 700 Mitglieder heute. Hiermit war gleichzeitig eine immer stärker werdende Konzentrierung im Raume Ettlilingen verbunden, während vorher, bedingt durch den zufälligen Wohnort nach dem Westen umgesiedelter alter Erfurter, nur im Münchener Raum eine größere Anzahl unserer Mitglieder lebte. Diese Münchener Gruppe führte einige Jahre lang – besonders durch die Initiativen von Herrn Raimund Franke gefördert – eigene Unternehmungen in den Bergen, auf der Hütte und in München durch. Langsam eroberte sich die Sektion im Ettlinger Vereinsleben einen festen Platz. Es war nur deshalb folgerichtig, daß der offizielle Sitz der Sektion am 1.3.1973 nach Ettlilingen verlegt wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Verein bereits 433 Mitglieder. Seitdem ist Ettlilingen die zweite Heimat der Sektion Erfurt. Wie wohl wir uns dort fühlen, sollten wir alten Erfurter eigentlich durch den Vorschlag ausdrücken, auch den Namen dieser alten Stadt Ettlilingen in den Namen unserer Sektion mit einzubringen.

Die im Zusammenhang mit der Rücküberweisung der Hütte stehenden Ereignisse haben uns zeitlich schon auf heutige Gedanken gebracht. Doch erschien es mir

sinnvoll, diesen, besonders für die alten Erfurter Mitglieder, so wichtigen Punkt chronologisch erst zu Ende zu führen. Für sie bildet die Hütte ja ein Stückchen der Heimat, die sie selbst nicht mehr besuchen können. Zu ihrem Erhalt wurde ja auch die Sektion im Westen wieder gegründet, alle Kraft und Aktivitäten auf dieses Ziel ausgerichtet. Andererseits sollte die Hütte nicht die einzige Aufgabe für eine Sektion sein. Die inzwischen eingetretene Verschiebung in der Struktur unserer Mitglieder setzt deshalb auch andere Prioritäten für das Leben in der Sektion: Aus den Besprechungen für zu unternehmende Berg- und Kletterfahrten unserer Bergsteigergruppe entwickelte sich der wöchentliche Stammtisch. Um jedem die erforderliche Fitness für Kletter- und Skitouren zu geben, wurde die Sportstunde eingeführt. Ein regelmäßig erscheinender Veranstaltungskalender ermöglicht jedem Mitglied, auch wenn er nicht im Ettlinger Raum wohnt, sich an den Bergfahrten, Wanderungen, Sonnwendfeiern, Vorträgen und den beliebten Ski-Vereinsmeisterschaften zu beteiligen.

Ogleich auf diese Weise sich seit Beginn der siebziger Jahre die Aktivitäten der Sektion wieder mehr auf eigene Unternehmungen und angebotene Veranstaltungen richteten, war doch noch jahrelang für den Vorstand die Hütte ein Sorgenkind. Dies hatte seine Ursache in dem lange zurückliegenden Bau der Seilbahn. In klarer

Erkenntnis der für die noch weitgehend unberührten Naturschönheiten im Rofan mit seiner seltenen Tier- und Pflanzenwelt und auch für unsere Hütte sich ergebenden Konsequenzen, hatte unser alter Vorstand, Dr. Nitze, als er 1955 die ersten Hinweise auf Gespräche über einen Seilbahnbau bekam, sofort mit den Naturschutzverbänden Verbindung aufgenommen. Trotz Mobilisierung aller infrage kommenden Institutionen und persönlichem Engagement gelang es nicht, gegen die Interessen der Betreiber, die sich mit Presse, Rundfunk und politischem Druck durchsetzten, den Seilbahnbau zu verhindern. Müde und hochbetagt gab Dr. Nitze daraufhin den Vorsitz der Sektion an Herrn Henrich aus Ettlilingen ab.



Dipl. Ing. Otto Henrich

Die Konsequenzen für die Hütte sollten sich bald nach Eröffnung des Seilbahnbetriebes 1959 zeigen. Waren bis dahin im wesentlichen Touristen heraufgewandert, um die Bergwelt in ihrer Schönheit und Ruhe zu genießen, kamen jetzt immer größere Menschenmassen mit der Seilbahn hinauf. Während vorher die Hütte noch echter Stützpunkt und Unterkunft für die Bergfahrten war, kamen dann im wesentlichen nur noch Tagesbesucher, häufig auch nur, um die Toilette zu benutzen. Sie hatten oft kaum eine Ahnung vom Alpenverein und seinen Hütten. Ihre Unkenntnis vom Gebirge, seinen Wege- und Wetterverhältnissen machte leider häufig Hilfsaktionen von der Hütte aus erforderlich. Aber auch die Hütte selbst war diesem Ansturm nicht gewachsen. Die nun stoßartig bei jedem Wetter und verstärkt auch im Winter besuchte Hütte ließ immer neue Mängel erkennen: Ihre zu leichte Bauart, die nur für den Sommerbetrieb vorgesehen war. Der unregelmäßige, im Herbst meist zu geringe Wasseranfall der weit entfernten und dem Grafen Enzensberg gehörenden Quelle. Der Mangel an Elektrizität. Das Fehlen einer Heizung. Ungenügende Toiletten. Zu kleine Küche und Versorgungsräume. Es war kein Wunder, daß zu dieser Zeit die kleine Sektion durch diese vie-

len Anforderungen völlig überfordert war. Trotzdem hat Herr Henrich mit seinen treuen Mitstreitern aus der Lorenz AG, und hier müssen unsere langjährigen Ehrenmitglieder Frau Wittstock, Herr Görmershaus und Herr Klossek genannt werden, mit Jahr für Jahr neuen Investitionen die dringendsten Löcher gestopft. Dies waren vor allem der Küchenanbau, den unser Mitglied, Herr Kessler, geplant und durchgeführt hat, die Kläranlage, die Verschalung der Außenwand, Anschaffung des großen Dieselaggregates sowie die ersten Bauten für die Trinkwasserversorgung.

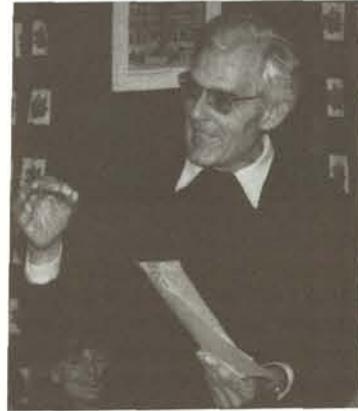
Ein glücklicher Umstand hatte ergeben, daß sich zur Betreuung der Hütte „vor Ort“, nämlich in Kramsach, ein weiterer Mitstreiter gefunden hatte: Herr Max Frhr. von Korff-Krokisius. Als alter Freund von Dr. Nitze hatte er sich 1953 bereit gefunden, den Posten eines Hüttenwirts zu übernehmen. Selbst aus Mitteldeutschland stammend, war er als alter Bergsteiger und langjähriges Alpenvereinsmitglied ein Mann, wie wir ihn besser gar nicht finden konnten. Da zu diesem Zeitpunkt die Hütte noch unter Treuhandverwaltung stand, wurde er als offiziell anerkannter „Hüttenbetreuer“ auch unser Verbindungsmann zum Verwalter Prof. Busch, zum ÖAV, zu den Behörden in Österreich, zum Hüttenwirt und schließlich auch zur Seilbahn, in deren Aufsichtsrat er gewählt wurde. In ihm hatte die Sektion viele Jahre einen echten Sachverwalter unserer Interessen. Wie oft mag er wohl in den über 20 Jahren hinaufgewandert sein, um für uns auf der Hütte nach dem Rechten zu sehen und mit dem Hüttenwirt abzurechnen. Häufig nahm er seine zwei Söhne mit. Auch ihnen vererbte er die Liebe zu den Bergen. Als er dann 1974 ganz plötzlich starb, hinterließ er uns seinen Sohn Falko, der für ihn als Hüttenwart einsprang, und der noch heute die Last dieses zeitweise undankbaren Amtes trägt.

Leider mußte Herr Henrich, der als „Ettlinger Motor“ in die Sektionsgeschichte einging, aus gesundheitlichen Gründen seinen Vorsitz viel zu früh abgeben. In Unkenntnis der auf mich zukommenden Probleme, über-

nahm ich auf seinen Wunsch 1969 diese Aufgabe. Die Liste der noch dringenden Investitionen und die sich daraus ergebende Lücke zwischen den notwendigen Ausgaben für die Hütte und den Einnahmen der Sektion bildeten auch in den Folgejahren das wesentliche Thema der Vorstandssitzungen. Zwar wurde versucht die Prioritäten in einem längerfristigen Plan für Investitionen zu fassen, doch hielten sich leider weder das Wetter noch die Behörden oder die Preise an unseren Zeitplan. Durch Reparaturen, Auflagen der Wasser-, Feuer- und Gesundheitsbehörden sowie die Teuerung waren wir gezwungen, die Ausgabenseite unseres Etats immer wieder zu erhöhen. Um unsere Mitglieder nicht durch Beitragserhöhungen zu stark zu belasten, bemühten wir uns um Zuschüsse und Spenden. Durch Zusammenarbeit mit den Nachbarsektionen im „Bruchsaler Kreis“ einerseits und Verbesserung unserer Beziehungen zum Verein Heimattreue Erfurter gelang es, manche dringende Baumaßnahme zu finanzieren. So konnten der Reihe nach in unserer Liste abgehakt werden: Die Wasserbevorratung und -verteilung im Anschluß an den endlich mit dem Grafen Enzensberg abgeschlossenen Wasserrechtsvertrag. Dadurch war die Voraussetzung für den Umbau unserer bis dahin so wohlriechenden „Plumpsklos“ sowie der Waschräume gegeben. Gleichzeitig wurden mit der neuen großen Terrasse die für die Bewirtschaftung erforderlichen Kellerräume geschaffen. Es folgte der Ausbau der Zimmer und der Lager. Die dabei festgestellten Mängel am Dach führten zu vollständiger Erneuerung des Obergeschosses. Die undichten Wände, in die man neue Termopenfenster einsetzte, wurden gestopft. Und schließlich konnte die Hütte direkt ans Telefon- und Stromnetz angeschlossen werden. Nachdem unser „Hansi“ Kostenzer nun endlich seine Rita heimgeholt hat, bleibt uns als größere Investition nur noch, ihnen ihr „Nest“, sprich Pächterräume auf der Hütte, für die wachsende Familie wohnlich zu machen.

Inzwischen hat sich sowohl in der Verwaltung der Sektion als auch im Vorstand eine der Mitgliederstruktur entsprechende Verjüngung durchgesetzt. Neben den be-

lastungsfähigeren jüngeren Schultern zum Tragen der notwendigen Arbeiten zeichnen sich die in die Zukunft gerichteten häufigeren gemeinsamen Unternehmungen in den Bergen schon deutlich ab. Mir bleibt nur, der Sektion dafür im zweiten Jahrhundert viel Erfolg zu wünschen.



Gerd Arntz

Geschichte und Begebenheiten der Erfurter Hütte

Hans Kostenzer
gewidmet Arthur Görmershaus zum 100-jährigen Bestehen der Sektion.

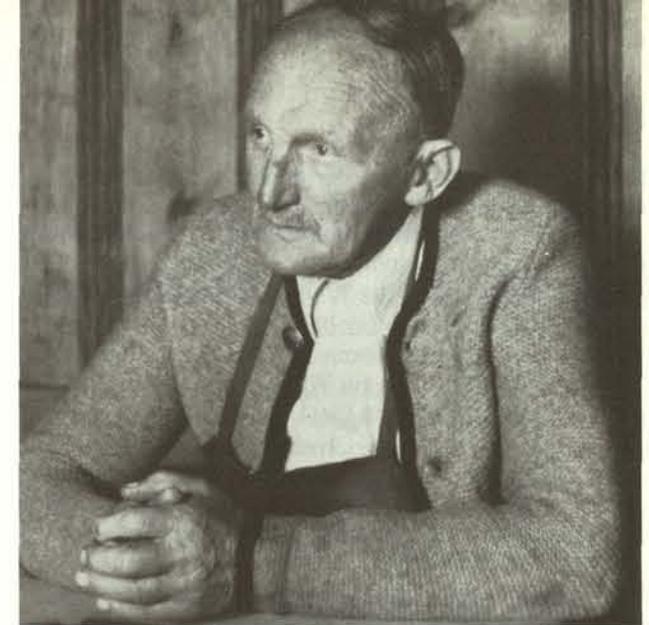
Die Erfurter Hütte wurde 1895 von der AV-Sektion Erfurt erbaut und zwar auf Anraten des alten Bergsteigers und nachmaligen Hüttenwirts Ferdinand Ihler.

Dieser beriet die Sektion, die Hütte nicht wie vorgesehen am Kransattel, sondern am Mauritzköpfl zu erstellen wegen besserer Wirtschaftsmöglichkeiten. Das erste Hüttl hatte ungefähr die Größe 10 x 10 m. Der erste Hüttenwirt war ein gewisser Hohenauer aus Jenbach mit Frau. Derselbe betrieb in Jenbach und Umgebung den Weinhandel, die Hütte besorgte die Frau Hohenauer.

Zu dieser Zeit war auch mein Vater gräflicher Guts-pächter am Gassenhof in Tratzberg. Zu diesem Hof gehörte die Almnutzung der Hälfte der Mauritzalm. So begab es sich, daß die Gassenalm immer Milch- und Butterlieferant der Wirtin der Erfurter Hütte war.

Dieser Hüttenwirt bewirtschaftete die Hütte bis 1907, wo der große Anbau stattfand; von dieser Zeit an die Familie Ihler.

Bis hierher sind es alles mündliche Überlieferungen von meinen Eltern. Ich selbst war 1909 das erste Mal mit meinem Vater auf der Gassenalm. Im Herbst 1909 schneite es Anfang September rund 70-80 cm hoch. Mein Vater hatte Arbeit mit Vieh und Viehzeug, es in niedere Regionen zu bringen. So brachte er mich zu Frau Ihler auf die Hütte, die mich sehr mütterlich in ihren Schutz nahm.



Hans Kostenzer

Ich habe einen Teil meiner Kinderzeit und Jugend auf der Mauritzalm verleben dürfen. Die Hütte war immer unser Schutz und Unterhaltungsort.

1914 brachte Krieg und Not; 1915 die Unterbrechung der Bewirtschaftung der Hütte. Damals wurde sie von einem Bergführer Gral bewohnt und beaufsichtigt. Erst 1920 wurde die Hütte wieder von Familie Ihler bewirtschaftet. Das war eine schöne Zeit. Da war ich schon den dritten Sommer als Hirt auf der Gassenalm und es war wieder Leben auf der Hütte. Für längere Zeit war es mit Gesang und Musik das letzte Mal. Am 10. Oktober brannte die Hütte bis auf den Boden nieder. Die Ursache des Brandes konnte nicht festgestellt werden. Nur das Feuer war wie üblich schuld?

1924 wurde die Hütte wieder erbaut und die Pächtersleute Ihler wieder eingesetzt. 1926 war der große Wechsel bei der Sektion Erfurt. Es kam ein neuer Vorstand, er hieß Büchner und war von Beruf Architekt. Er hatte einen Pächter für die Hütte und zwar den jungen Bergsteiger Herbert Eichhorn, der den Rofanführer geschrieben hat. Er blieb 4 Jahre Hüttenwirt. 1929 über-

nahm im Herbst Max Eberharter mit Frau Maria die Hütte in Pacht. Sie hatten nur kurze Zeit das Glück zum Wirtschaften, dann kamen die politischen Wirren und damit auch die Not: Grenzsperrung usw., 1938 der Anschluß an Deutschland, gleichzeitig auch Arbeit und Verdienst.

1939 wieder Krieg bis 1945. Eberharter konnte die Hütte bis 1943 halten, dann fiel sein Ziehsohn und er selbst mußte einrücken zur Wehrmacht. Er überließ die Hütte seiner Verwandten Liesl Fankhauser.

Vor dem Krieg hatte ich das Glück, die Herren der Sektion Erfurt kennenzulernen, z. B. Herrn Jugendleiter Benke, Vorstand Gronem usw. Sie suchten mich auf der Gassenalm auf und luden mich zu abendlichen Geselligkeiten auf der Hütte ein.

Bei der Anreise benützten die Herren der Sektion aus alter Gewohnheit die Toleranz in Jenbach und den Gasthof AV-Eichele, wo heute noch von der AV-Sektion Jenbach die Versammlungen und das Gesellschaftsgeschehen abgehalten wird. Dieser Gasthof wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts vom ersten Hüttenpächter Hohenauer erbaut. Wenn die Herren bei der Anreise etwas früher ankamen, so daß sie den Postwagen oder die Achenseebahn noch erreichten, war ihre Niederlage beim Hanswirt in Maurach.

Zu erwähnen wäre noch, daß sich von 1907 bis Ende der zwanziger Jahre auf der Erfurter Hütte ein Professor Wehner jeden Sommer zu Studienzwecken aufhielt, der das Rofangebiet geologisch studierte und im Winter an den Universitäten Wien und Prag vortrug. Von seiner Arbeit sind verschiedene Bücher und Werke vorhanden.

Meine Bewerbung als Pächter und Einstellung als Hüttenwirt: Als Heimkehrer 1945 ging ich sofort auf die Alm, um dort Ruhe und Erholung zu suchen. Da lernte ich den damaligen kommissarischen Hüttenwart Reith kennen. Dieser trug mir die Hütte zur Pacht an, was ich sofort ablehnte. Ich wußte, daß er kein Verfügungsrecht hatte und ich auch keines. Es war die Besatzungszeit. Ich war durch die Kriegsergebnisse krank, mehr gemüts-

krank, und suchte Ruhe und Erholung. Alle öffentlichen Ämter wurden von der sogenannten Widerstandsbewegung besetzt und bestellt. Dieser hatte ich nicht angehört. Ich hatte nur das Unglück, diese Menschen in ihrem Tun zu betrachten und mir darüber selbst ein Urteil zu bilden. Die Hütte wurde dann nach diesem Motto verpachtet.

Zwei Jahre später, in denen es etwas ruhiger wurde und ich in etwa wieder gesund war, kam mir der Antrag, daß der ÖAV einen Pächter suchte, gut zu stehen. Es war mir alles gut bekannt und so bewarb ich mich darum. Ich hatte Glück; es war ja meine zweite Heimat schon von früher. Am 26. Mai 1947 bezog ich als Pächter die Hütte. Im Herbst holte ich mir meine jetzige Frau Burgl, die mit mir Freud und Leid teilte bis zum heutigen Tag. Sie sorgte mit der Küche und mit Ordnung dafür, daß die Erfurter Hütte einen guten Namen hat.

Es folgte eine Zeit, die bis 1951 auch nicht rosig war; dann kamen ab Herbst die ersten Grenzgeher von Bayern.

Wenn ich nun noch festhalte, wie ich als Hüttenwirt die Menschen sah, so kann ich nur sagen, daß es sehr interessant war, so viele Menschen kennenzulernen. Wir hatten Gäste mit bekanntem Namen z. B. König Baudouin von Belgien und Schwester Charlotte, Kardinal Döpfner, München, Bischof Hiltl, Regensburg, General v. Pertolshausen, Professoren, Prälaten, Doktoren und viele andere. Sie fühlten sich alle wohl, auf der Hütte auch einmal Mensch sein zu dürfen. Ganz besonders möchte ich an meinen persönlichen Freund, Geschichts- und Mathematikprofessor Lobbichler denken. Er war 10-12 Sommer jährlich 14 Tage bis 3 Wochen auf der Hütte.

Ich möchte es auch nicht unterlassen, allen lieben Freunden aus der Sektion herzlich zu danken, ganz besonders den Vorständen Herrn Dr. Nitze, Herrn Dipl. Ing. Henrich und Herrn Arntz. Besonders erwähnen möchte ich dabei meinen persönlichen Bergfreund Arthur Görmershaus.

Die 50er Jahre; ein Rückblick

Arthur Görmershaus

August 1950: ... wieder war ich mal auf der Erfurter Hütte, wie schon so oft vorher, vor dem zweiten Weltkrieg. Jetzt, nachdem der schrecklichste aller Kriege vorüber war, konnte man wieder reisen oder was man für „reisen“ hielt. Ohne Paß über die Grenze hieß es für mich, denn meine Verwandten in Erfurt bekamen keine Papiere über meine Staatsangehörigkeit und somit hatte ich, in meiner neuen Karlsruher Heimat, keinen Paß.

An jenem Augustmorgen wurde mir eine sehr herzliche Begrüßung auf der Hütte zuteil. Keiner hatte mich erwartet und so war die Überraschung für Hans und Burgl perfekt. Voller Freude und Stolz zeigte unser Hans seinen Stammhalter Hans her (wie könnte dieser auch einen anderen Namen haben!). Die unermüdliche Burgl hantierte am Herd und in der Küche. Zu dieser Zeit war noch nichts vom Berghütten-Rummel zu spüren. Man war genügsam und die wenigen Besucher dankbar für eine warme Suppe.

„Du bist der erste Erfurter, der nach dem Krieg wieder auf die Hütte kommt“, sagte Hans Kostenzer, der zusammen mit seiner Frau die Erfurter Hütte übernommen hatte und schlug mir zur Begrüßung auf den Rücken. „Was macht denn Doktor Nitze; wie geht es all den anderen Freunden, die wir schon so lange nicht mehr gesehen haben... , ist der oder jener unverseht aus dem Krieg zurück...“? Der Hans hatte viel zu fragen.

Wir beide hatten gemeinsam viel zu tun. Denn was gab es alles auf der Hütte, das in Ordnung zu bringen war. Kaum noch Schlafdecken gab es (und die, die noch da waren, konnte man nur noch mit viel Phantasie so nennen), es fehlte an Bettwäsche, Geschirr und vielem anderen.

Später hat uns Frau Nitze viel geholfen. Wie oft mußte der Weg nach Innsbruck zum ÖAV angetreten werden, um Unterstützung zu beantragen.

Unsere Sorge galt zunächst dem äußeren Zustand unserer Hütte. Nach dem Arbeits-„Urlaub“ hatten wir die ganze Hütte einschließlich Fenster mit Karbolinoleum gestrichen und so manches instandgesetzt.

Mehr und mehr Besucher kamen und es wurde erforderlich, die Küche zu erweitern. Baurat Kessler, ein alter Erfurter, der sich nach dem Krieg in Darmstadt niedergelassen hatte, übernahm den Bau. Für die jungen Menschen von heute waren es damals kaum vorstellbare Strapazen, die alle Beteiligten auf sich genommen hatten. Der Mangel an Technik war nicht zu übersehen und dennoch haben wir unser Ziel erreicht. Sand und Zement mußten vom Tal hochgeschafft werden und somit hatte der Hans mit seinen Mauleseln häufig zweifache Wege, denn neben dem Baustoff brauchten wir oben auch Speisen und Getränke für unsere Gäste. Steine für den Erweiterungsbau wurden in unmittelbarer Nähe gesucht oder gebrochen und entsprechend zugehauen. Das war Knochenarbeit. Trotzdem hat sie uns allen große Befriedigung gebracht.

Ein Sommerurlaub allein reichte natürlich nicht für die Arbeiten – Jahr für Jahr gab es viel zu tun. Zu dieser Zeit wußten wir noch nicht, ob uns die Erfurter Hütte je wieder zurückgegeben werden würde. Alle Hütten in Tirol, die deutschen Sektionen gehörten, waren dem österreichischen Alpenverein zur Verwaltung übergeben worden. Doktor Nitze's umfangreiche Korrespondenz beweist, wie sehr er um die Rückgabe unserer Hütte gekämpft hat. Ein großes Engagement mit Tinte und Papier.

Auch die anderen Sektionen aus dem Gebiet der heutigen DDR wollten ihre Hütten wieder zurückerhalten. Gemeinsam wurde ein mitteldeutscher Sektionsverband gegründet. Es sollte noch lange dauern, bis die Besitzverhältnisse geklärt waren. Doch zunächst war es

nötig, die Sektion wieder im Vereinsregister einzutragen. Dies geschah beim Amtsgericht Karlsruhe. Herr Dr. Nitze wurde erster Vorsitzender.

Doktor Nitze leitete unsere Sektion mehrere Jahre, bevor sein Neffe, Herr Direktor Henrich, den Vorsitz übernahm. Viele neue Mitglieder kamen hinzu; was uns, wie so vielen anderen Vereinen jedoch fehlte, war die Jugend.

Große Sorgen bereitete uns in den 50er Jahren das Wasser auf der Erfurter Hütte. Unser Hans Kostenzer kann ein Lied davon singen.

Das Haus voller Gäste – kein Wasser da. Die damals installierte Widder-Anlage förderte nur 2/7 der Wassermenge, die von der Quelle über ein Gefälle in einen Pumpbehälter geleitet wurde. Daß heute die Wasserversorgung klappt, ist ein wesentlicher Verdienst von Herrn Klossek. Er war maßgeblich beteiligt und ihm gilt ein herzliches Dankeschön für das Geleistete.

1956 konnte unsere Sektion Erfurt ihr 75jähriges Bestehen feiern. Viele alte Erfurter trafen sich, tauschten Erinnerungen und Erlebtes aus. Nach langen Jahren war dies für viele Mitglieder ein erinnerungswürdiges Wiedersehen.

Anläßlich einer Mitgliederversammlung lernten wir Herrn Franke kennen, der uns von einem Verein „Heimattreuer Erfurter“ erzählte. Keiner von unserer Sektion hatte eine Ahnung von diesem Verein. Der Gründer, Herr Dr. Bühling und sein Nachfolger, Herr Bimböse haben uns in jenen Jahren in vielem unterstützt. Beide waren uns sehr zugetan und es ist mir eine Freude, anläßlich unseres 100jährigen Bestehens, diesen beiden Herren zu danken. Viele der „Heimattreuen Erfurter“ sind heute Mitglied unserer Sektion.

Ende der fünfziger Jahre kam das Thema Rofan-Seilbahn. Ein in unserer Sektion hochbrisantes Thema; doch alle Bemühungen Herrn Doktor Nitze's schlugen fehl, das Rofan beim Internationalen Naturschutzbund in Bozen zum Naturschutzgebiet erklären zu lassen. Die Pläne

wurden ausgeführt, die Seilbahn Realität. Glück für uns, daß unser langjähriger Hüttenwart, Herr von Korff, 1958/59 in den Aufsichtsrat gewählt wurde. So hatten wir für unsere Anliegen einen Vertreter in diesem Gremium.

Sicher ließ der Rückblick Episoden aus, nicht alles was hier ungeschrieben ist, ist auch vergessen. Beileibe nicht. Deshalb glaube ich allen danken zu dürfen, die sich bisher für unsere Sektion Erfurt mit Rat und Tat eingesetzt haben. Für die Zukunft gilt es weiterhin, Freunde für unsere herrliche Sache zu finden und Mitglieder für so manche gemeinsame Aktion zu mobilisieren.

Die Gemeinde Eben und ihre Entwicklung.

Erwin Weiler

Die Geschichte des Achantals reicht bis in die vorrömische Zeit. Funde von Felsinschriften im Bereich des Guffert bestätigen dies. Erstmals wird das Gebiet um Eben-Maurach in einer Schenkung der Herren von Schlitters, Dietrich, Gerwin und Heinrich, an die Benediktinerabtei St. Georgenberg, im Jahre 1112 urkundlich erwähnt. Die Besiedelung erfolgte durch Angehörige des bairischen Stammes, die sich als Holzknechte, Jäger und Fischer hier niederließen. Ein Zeichen der bairischen Abstammung sind die Fraktionsnamen Eben, Maurach, Buchau sowie die Urnamen der einzelnen Schweighöfe. Nur einige Almen über der Waldgrenze tragen rätoromanische Namen (Gramai, Pasill u.a.). Sie wurden wahrscheinlich von Siedlern, die in der Gegend um Jenbach wohnten, bewirtschaftet. In den Steuerlisten von 1312 des Gerichts zu Rottenburg werden Eben und Maurach bereits als eigene Ortsgemeinden genannt. Etwa 100 Jahre später gehörten beide Ansiedlungen zur Schranne oder Dinggemeinde Wiesing. Um 1530 erhielt Eben die Hauptmannschaft und wurde so zu einer eigenständigen Gemeinde. Maurach selbst wird als Weiler Murach angeführt; er zählte im Jahre 1842 acht Häuser mit 40 Einwohnern. Auch im Hausbau wird der bairische Einfluß spürbar. In der Gegend ist das salzburgische-tirolerische Bauernhaus, vorn Wohnhaus und hinten Stallungen, vorherrschend.

Eine besondere Blütezeit erlebte die Region im 15. und 16. Jahrhundert. Noch heute erinnern der Mauracher „Kohlstatt“ und manch altes Knappenhaus an die Zeit der zahlreichen Kohlenmeiler. Es war die Bergwerkszeit im Inntal. Auf dem vom Herzog Heinrich um 1320 angelegten Weg wurden die Silberminen in Schwarz und die Schmelzhütten in Jenbach mit Grubenholz bzw. Holz-

kohle beliefert. Mit der zunehmenden Besiedelung des Gebiets wuchs auch seine Bedeutung als Verkehrs- und Durchzugtal. Fuhr- und Kaufleute bereisten die Verkehrswege. Produkte des Bergbaus, Haller Salz sowie Weine aus Südtirol wurden in Richtung Bayern befördert. Auf dem Rückweg gelangten Grubenholz, Holzkohle und Getreide aus Bayern ins Inntal. Die schlechten Straßenverhältnisse führten dazu, daß ein Teil der Strecke auf dem See verlief. Auf Flößen, die von Pferden am Ufer gezogen wurden, beförderte man die Güter.

Durch den Wildreichtum der großen Wälder wurde das Achantal zu einem beliebten Gebiet für Herrschaftsjagen. In der Vorderriß stand ein Forsthaus, das im Besitz der Herzoge von Bayern um 1500 erstmals erwähnt wurde. Die Tiroler Landfürsten hatten bereits seit dem 15. Jahrhundert ein Jagdhaus in der Hinterriß. Die hier über das ganze Jahr hausenden Forstleute hielten sich ihr eigenes Milchvieh, wozu ihnen das Weiderecht und die Rodung für einen Anger zur Heugewinnung gestattet wurden.

Mehrmals warfen auch kriegerische Ereignisse ihren Schatten hierher. Mitten im 30jährigen Krieg wurde 1632 das Achantal gegen Norden verblockt und mit wehrfähigen Männern der Umgebung besetzt. Auch in späterer Zeit mußte noch öfters der örtliche Landsturm aufgebieten werden.

Parallel zur weltlichen Geschichtsentwicklung steht die kirchliche, die das Dorf Eben zu einem weitum bekannten Wallfahrtsort machte. Schon in alter Zeit wurde die Tiroler Heilige „Notburga“, die am 14. September 1313 gestorben ist, in Eben verehrt. Ihre Gebeine wurden 1738 am Hochaltar der neugeweihten Kirche beigesetzt. Diese Grabeskirche zu Eben ist ein Juwel des österreichischen Barocks und sie zählt heute noch zu den schönsten Dorf-Kirchen Tirols. Mit Dekret vom 27. März 1862 erklärte Papst Pius IX. die öffentliche Verehrung der Hl. Notburga für gebilligt und erlaubt. Eben kann somit auf eine mehr als 100jährige Geschichte als Wallfahrtsort zurückblicken.

Heute zählt die Gemeinde Eben am Achensee mit einer Ausdehnung von fast 200 km² zu den fünf größten Gemeinden Tirols. Einwohnermäßig ist Maurach die am meisten besiedelte Ansiedlung der Gemeinde. Von den etwas über 1000 Einwohnern in Eben ist heute der Großteil in einem Gewerbe tätig. Die Land- und Forstwirtschaft wurden in ihrer Bedeutung zurückgedrängt. Der Fremdenverkehr wurde zum Hauptwirtschaftsfaktor der Region.

Schon seit 1850 besuchten Fremde das landschaftlich schöne Gebiet. Im Jahre 1887 wurde der erste Personendampfer in Betrieb genommen. Mit diesem Zeitpunkt begann der Aufstieg des Fremdenverkehrs. Es folgte 1889 der Bau der Zahnradbahn von Jenbach zum Süden des Sees. Diese beiden Einrichtungen waren maßgeblich an der Entwicklung des Fremdenverkehrs im Achenal beteiligt.

Durch den ständig wachsenden Verkehr bedingt, wurde 1938 mit dem Bau der neuen Achenseeuferstraße begonnen und diese 1962 fertiggestellt. Um auch im Winter Gäste für das Achenseegebiet zu gewinnen, wurde 1959 die Rofanseilbahn dem Verkehr übergeben. Heute ist das Achenal für seine Gäste ein ganzjähriger Erholungsraum geworden.

Im Jahre 1972 wurde der Gemeinde Eben von der Tiroler Landesregierung ein eigenes Gemeindewappen verliehen. Ein silberfarbenedes Notburga-Kandele, umrahmt von einer schwarzen Spitze auf blauem Grund, spiegeln die Stellung der Gemeinde als Wallfahrtsort sowie seine Lage, umgeben von Bergen am Ufer des Achensees, wieder.



Roßkopf im Rofan

„Den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen“ Kulturphilosophische Bemerkungen zu Erlebnis und Eroberung im Alpinismus

Hans Lenk

I. Bergästhetik als Kultur

Am 8. August 1986 wird man den 200. Jahrestag der Erstbesteigung des Montblanc feiern (durch den Gensmänniger Jacques Balmat und den Arzt Michel Paccard aus Chamonix). Die eigentliche Idee stammte von Horace-Bénédict de Saussure, dem bereits 1760 bei einer Einzeltour in das Tal von Chamonix die Idee kam, der Mensch solle den höchsten Berg der Alpen besteigen; de Saussure setzte einen Preis für die Besteigung aus. Erst zwei Jahre nach dieser Initialzündung, 1762, erschien Rousseaus „Emile“, sein erstes öffentliches Plädoyer für die natürliche Erziehung, seine Lehre von der Rückkehr zur Natur und der natürlichen, gesellschaftlich und kulturell nicht verbildeten Entwicklung der guten Anlagen des Menschen.

1786: Erstbesteigung des Montblanc – 1790 Erstveröffentlichung der „Kritik der Urteilskraft“ von Immanuel Kant, des wichtigsten philosophischen Buches, das die Ästhetik des Naturerlebens behandelt. Kant war nie in den Alpen gewesen, aber er hatte viel und verständlich gelesen – so zitierte er (a. a. O. § 29) auch de Saussure, der von einem Bergbauern berichtet hatte: „So nannte der gute, übrigens verständige savoyische Bauer ... alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren.“ Kant fährt fort: „Wer weiß auch, ob er so ganz Unrecht gehabt hätte, wenn jener

Betrachter die Gefahren, denen er sich hier aussetzte, bloß, wie die meisten Reisenden pflegen, aus Liebhaberei, oder um dereinst pathetische Beschreibungen davon geben zu können, übernommen hätte? So aber war seine Absicht, Belehrung der Menschen ...“ (Kant wußte wohl nicht, daß de Saussure selbst ein Jahr nach der Erstbesteigung als dritter den Montblanc bestiegen hatte.)

Narren, Verrückte, Abenteurer, Outsider der Gesellschaft, spleenige Sportsmen (es waren im wesentlichen Engländer, die die ersten Alpengipfel im ersten Jahrhundert eroberten): „Wenn de Saussure auch das Bergsteigen erfand, so waren es doch die Briten, die es in einen Sport verwandelten.“ (Bernstein 1981) Chamonix wurde modisch, die Alpen „an English playground“. Engländer gründeten den ersten Alpinismusclub: den Alpine Club (1857).

Galten die Berge zuvor als menschenfeindlich, dämonisch, Göttersitze, unersteigbar, unmenschlich, als schreckliche Hindernisse auf dem Weg in den sonnigen Süden (oder umgekehrt), so setzte nun das Zeitalter der enthusiastischen alpinen Eroberungen ein. Naturliebe, Natursportarten allgemein entwickelten sich – übrigens keineswegs unabhängig von der (zunächst auch englischen) Industrialisierung. Auch der Natursport ist eine Tochter der Industriekultur. Der Sport allgemein entwickelte sich, im wesentlichen ausgehend von England, parallel und in Wechselabhängigkeit mit der Industrialisierung, wenn auch seine historischen Wurzeln früher liegen als die der Industrialisierung selber. Es scheint, daß das neue Menschenbild seit der Renaissance, die Auffassung des Menschen als des seine Welt selbst gestaltenden, rational und systematisch ordnenden und erobernden, des naturwissenschaftlich experimentierenden Wesen zur Entwicklung auch des Sports Pate gestanden hat: Dies gilt zweifellos nicht nur für die Selbstdisziplinierung und soziale Konkurrenz im Wettkampf, sondern auch für die Auseinandersetzung mit den Naturgewalten. (Es war der „erste Humanist“, Petrarca, der im 14. Jahrhundert bereits den Mont Ventoux bestieg – weniger noch aus Eroberungstrieb als aus ästhetischen Erlebnis-, ja, literarischen Selbststilisierungsmotiven.)

Deutlich ist jedenfalls: Das neue Verhalten zur Natur, das sich im ästhetischen Erleben auch der Alpengipfel (bis in die Genremalerei) deutlich ausprägt, sucht sich aktiven Ausdruck im Alpinismus. (Ein glühender Verehrer der Natursportarten und der natürlichen Herausforderungen im Sport sollte später Pierre de Coubertin sein, der Wiederbegründer der Olympischen Spiele, selbst ein faszinierter Anhänger der englischen Erziehung zur Eigenständigkeit durch Sport [Th. Arnold] wie auch der Naturkunst und Naturmalerei, über die er auch, im Anschluß an J. Ruskin, Artikel verfaßte.)

Gibt es untergründige Verbindungen zwischen der neuentwickelten Naturästhetik und der Auffassung, die außermenschliche Natur sei ein Eroberungsterrain?

Kehren wir hierzu ein wenig zu Kant zurück. Schönheit, meint Kant, sei gekennzeichnet durch das notwendig sich aufdrängende interesselose Wohlgefallen an einem Gegenstand. Der schöne Gegenstand ist gleichsam als zweckmäßig aufzufassen, selbst wenn er nicht unmittelbar einem Zweck dienen darf oder sollte. Eine Blume ist schön, weil und insofern sie wie ein Kunstwerk aufgefaßt werden kann; sie wirkt, als ob sie das Produkt eines Künstlers sei; sie erregt Wohlgefallen, ohne als Mittel nützlich, ohne als Besitzgegenstand Ziel eines Interesses oder Begehrens zu sein. Ähnliches gilt auch für das menschengemachte Kunstwerk; auch dieses ist schön insofern, als es ohne unmittelbares Interesse des Menschen, ohne eigensüchtige Ziele Wohlgefallen, Zustimmung auslöst. Die Schönheit sei somit dem Moralischen verwandt, bei dem man charakteristischerweise denkend von Eigensucht absieht. (Kant meint sogar, ein schönheitsempfänglicher Mensch könne nicht moralisch böse sein.) Das Schönheitsurteil entsteht aus dem „freien Spiel der Einbildungskraft“, wenn etwas der Form nach als zweckmäßig, quasi als vollkommen aufgefaßt wird, ohne notwendig an einen wirklichen Zweck oder an einen bewußten interessegeleiteten Vervollkommnungsprozeß gebunden zu sein. „Blumen sind freie Naturschönheiten“; sie gefallen „frei und für sich“, ohne als Mittel zum Zweck oder für ein Interesse zu dienen, die aber

gedeutet werden können, als seien die durch einen Künstler, als seien sie unter dem Gesichtspunkt der Vollkommenheit gebaut, ohne dies wirklich zu sein: Er spricht von der „Bewunderung der Natur, die sich an ihren schönen Produkten als Kunst, nicht bloß durch Zufall, sondern gleichsam absichtlich, nach gesetzmäßiger Anordnung und als Zweckmäßigkeit ohne Zweck, zeigt: welchen letzteren, da wir ihn äußerlich nirgends antreffen, wir natürlicherweise in uns selbst . . . suchen“ (Kritik der Urteilskraft § 42).

Von der Schönheit der Natur unterscheidet Kant ihre Erhabenheit: Schönheit betrifft die Form des Gegenstandes, das Erhabene dessen Unbegrenztheit, Formlosigkeit, das geradezu „zweckwidrig“ für unser Urteilsvermögen zu sein scheint. Die Erhabenheit, die Kant im Unterschied zur Schönheit der Natur untersucht (ebd. § 23–30) und „bei weitem nicht so wichtig und an Folgerungen reichhaltig“ findet wie die Schönheit, wird so gekennzeichnet: „Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist“, „was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweiset, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft“. Das Erhabene erzeugt in uns, die wir uns ihm gegenüber klein, ohnmächtig, unangemessen erleben, das Gefühl der Achtung. „Also ist die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserem Gemüte enthalten . . .“ Das Erhabene der Natur liegt in dem Gefühl ihrer überragenden Macht uns kleinen Menschen gegenüber: „Alles, was dieses Gefühl in uns erregt, wozu die Macht der Natur gehört, welche unsere Kräfte auffordert, heißt (obzwar uneigentlich) erhaben.“ Erhaben heißt jeder Naturgegenstand, der uns ein Gefühl der „Unerreichbarkeit der Natur“ für die Kraft und das Fassungsvermögen des Menschen vermittelt. Das Erhabene gründet zum Teil in der menschlichen Natur und im menschlichen Verhältnis zur äußeren Natur, aber „das Urteil über das Erhabene der Natur“ „bedarf“ der „Kultur“. Wie das Schönheitsurteil ist es dem Moralischen verwandt. Weil es auf das gestaltlose Große, auf die vorgestellte Stellung des Menschen zur Natur, auf bloß „subjektive“ Quasi-Zweckmäßigkeit zielt, ist es von jenem wohl zu unterscheiden. Das Erhabene muß auch nicht immer Wohlgefallen auslösen – und selbst das „Wohl-

gefallen am Erhabenen der Natur ist . . . nur negativ (statt dessen, das am Schönen positiv ist), nämlich ein Gefühl der Beraubung der Freiheit der Einbildungskraft durch sie selbst, indem sie nach einem anderen Gesetze als dem des empirischen Gebrauchs zweckmäßig bestimmt wird.“

Wie das Meer, so sind die Berge besonderes Beispiel des Erhabenen der Natur. Kant, der die Berge nicht kennt, schreibt:

„Die Verwunderung, die an Schreck grenzt, das Grausen und der heilige Schauer, welcher den Zuschauer bei dem Anblicke himmelanstiegender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer, tief beschatteter, zum schwermütigen Nachdenken einladender Einöden usw. ergreift, ist bei der Sicherheit, worin er sich weiß, nicht wirkliche Furcht, sondern nur ein Versuch, uns mit der Einbildungskraft darauf einzulassen, um die Macht ebendesselben Vermögens zu fühlen, die dadurch erregte Bewegung des Gemüts mit dem Ruhestande desselben zu verbinden und so der Natur in uns selbst, mithin auch der außer uns, sofern sie auf das Gefühl unseres Wohlbefindens Einfluß haben kann, überlegen zu sein.“ (Ebd. § 29)

Angesichts der Erhabenheit der Bergnatur verweist uns unsere Einbildungskraft auf „eine Macht, unsere Unabhängigkeit gegen die Natureinflüsse zu behaupten“, quasi überkompensierend „das Schlechthin-Große“ dennoch relativ zu eigenen Bestimmung und Fähigkeit „als klein abzuwürdigen“. Mit anderen Worten – und hiermit verlassen wir Kant –: Erhabene Naturgegenstände stellen eine Herausforderung an menschliche Vorstellung und auch Aktivität dar, eine Herausforderung, das anscheinend Übermächtige zu bestehen, das Unzuträgliche zu überstehen, das Unerreichbare zu erreichen – und so symbolisch zu überwältigen. Für den aktivistischen Menschen der Neuzeit stellen Berge Herausforderungen für sein Selbstgefühl dar, zu bezwingende Hindernisse: Sinn der Bewältigung liegt darin, den himmelweiten Kontrast zwischen übermächtiger Größe etwa der Bergnatur und der eigenen Kleinheit nicht nur in der Vorstellung (wie bei Kant), sondern in der Aktion, im planmäßigen Handeln symbolisch zu überwinden. Das Besteigen eines Berges ist eine symbolische Inbesitznahme. Der ohnmächtige kleine Mensch symbolisiert demonstrativ seine – zwar nur symbolische – Macht über die eigentlich übermächtige Natur. So kommt es sicherlich, daß der Aktivismus im Alpinismus stets einen

Schuß demonstrativen Heroismus enthielt (oft drückte sich dieser in der alpinistischen Pionierliteratur – etwa zwischen den Weltkriegen – in einer Gratwanderung der Sprache zwischen Pathos und Kitsch aus, obwohl – in der Hochzeit des Existentialismus – doch ohne Zweifel immer etwas Echtes, Existentielles mitschwang). Die von Mummery zitierte Begründung, man besteige die Berge, „weil sie da sind“, spiegelt diesen Herausforderungscharakter, ist nicht nur Tautologie oder Ausflucht. Die symbolische Überwältigung der Natur hat zweifellos einen kulturhistorischen, geistesgeschichtlichen Ursprung und Hintergrund, der im aktivistischen säkularen Selbstverständnis des Menschen als des die Welt technisch beherrschenden, experimentierend fortschreitenden Wesens liegt: auch ein Ausdruck der Säkularisierung, Rationalisierung und Technisierung, der Ideologie von der Machbarkeit und Entgötterung der Welt sowie des Zwangs des abendländischen Menschen zur eigenen aktiven Sinngestaltung. Das alpine Abenteuer der Eroberung und Erstbesteigung setzt die Ideologie des Abendlandes voraus.

II. Notizen zur Philosophie und Psychologie des Bergsteigens

Wie wir gesehen haben, hat die Erhabenheit angesichts der Natur und die Reaktion des Menschen etwas mit Aktivität, aktiver Annahme und Bewältigung von Herausforderungen zu tun. Bergsteigen als abendländische Antwort auf das anscheinend Übermächtige der Natur, auf eigene Ohnmachtsanwandlungen des für sich selbst zu klein geratenen und sich in der Weite der Natur verloren vorkommenden Menschen. Bergsteigen als überkompensatorische Inbesitznahme des Übermächtigen, Nicht-Menschlichen, Inhumanen – symbolische Ausdehnung der Macht des Menschen, des eigenen Selbst: Zeichen der Risikobewältigung, Angstüberwindung, asketischer Selbstdisziplinierung, Selbstermächtigung und Selbstbekräftigung. Solche Motive und Selbstdeutungen spielen auch in der einzigen mir bekannten deutschen, leider noch nicht veröffentlichten Psychologie des extremen Bergsteigens eine Rolle:



Ulrich Aufmuth hat in seinem umfangreichen Manuskript „Bergsteigen – Psychologie einer Leidenschaft“ die Motive extremer Bergsteiger anhand von Selbstäußerungen, wie sie in der Literatur vorliegen, und auch an eigenen Erfahrungen typisierend darzustellen und mit tiefenpsychologischen Interpretationen zu erfassen versucht. Er sieht im extremen Bergsteigen eine Leidenschaft, in der frühkindliche Einsamkeits- und Kontaktversagungserlebnisse später durch das Bestehen von extremen Herausforderungssituationen angesichts großer Gefahr, Angst, Einsamkeit, physischer Ausnahmesituation in Hinsicht auf Ausgesetztsein, Ausdauerbelastung und Gefährdung überkompensiert werden. Der Extrembergsteiger gleiche zudem – wie andeutungsweise auch der „Breitenbergsteiger“ – eine mangelnde Integration in die gegenwärtige bürokratisierte und verwaltete, kaum noch freie Entscheidungen und Handlungen sowie natürliches Leben erlaubende industrielle Leistungsgesellschaft aus. Der extreme Bergsteiger hingegen sei nicht nur von typischen Motiven wie bloß „Liebe zur Natur, Kameradschaft, Selbstbesinnung, Stählung des Körpers und des Willens, Leistungsfreude“ usw. angetrieben, sondern suche quasi zwanghaft extreme Anforderungen, um ein besonders stark ausgeprägtes Vitalitätsverlangen, „Lebenshunger“, durch Bestehen extremer Gefahren und Herausforderungen demonstrativ zu befriedigen. Je größer die Gefahr – desto größer das Gefühl echten Lebens, Lebendigseins nach dem Bestehen des leidenschaftlich selbst gesuchten Hätetests, der großen Aufgabe, der Herausforderungssituation. Der Extreme wird gleichsam zur Gefahr, zur Qual, zum Leiden, zum Austesten der Grenze zum Unerträglichen getrieben: „Ich weiß, daß ich mich sehr quälen kann, auch dann, wenn es gar nicht mehr geht.“ So wird Reinhard Karl, der erste deutsche Everest-Besteiger, zitiert. Kletterer als Masochisten? Sie empfinden aber keine Lust in ihren Strapazen – allenfalls in einer abstrakten Leistungs- oder Erfolgsfreude danach. (Ähnlich ist die psychische Dynamik in anderen extremen kreislaufintensiven Hochleistungssportarten – wenigstens was Ausdauer, Askese, Überwindung angeht; beim Bergsteigen freilich kommt das existentielle Moment

ständiger Lebensgefahr hinzu.) Trotz einer gewissen Besessenheit, Abhängigkeit, die den Extremen kennzeichnen, meint Aufmuth, es handle sich beim extremen Bergsteigen nicht um eine Sucht (weil z. B. das Substrat, die Droge, fehlt). Eine psychische Abhängigkeit jedoch ist mit quasi suchttähnlichen Verlaufsformen gekoppelt, so daß psychoanalytische Deutungen der Abhängigkeitsentstehung für den Interpreten naheliegen: Das Alltagsleben ist mit ungenügendem Lebendigkeitsgefühl, einem ständigen Unerfülltsein, Leerezuständen verbunden, die erst im extremen Einsatz der bergsteigerischen Tat emotionalem Lebendigkeitsempfinden Platz machen können. Psychologisch, meint Aufmuth, sei Descartes im Irrtum: Statt seines „ich bin denkend“ müsse es „im Hinblick auf das Gefühl subjektiver Seinsgewißheit ... viel eher heißen: Ich fühle, darum bin ich. In der Tat ist das rationalistische Vorurteil Descartes' als ein solches oder als eine extreme rationalistische Einseitigkeit entlarvt worden. Sie ist nicht falsch, aber einseitig, eingeschränkt: Sie müßte ergänzt werden durch: „Indem ich fühle, lebe ich.“ Aber auch diese Deutung ist noch eingeschränkt, einseitig: Bloße Gefühlsillusionen gaukeln uns unter Umständen falsche Lebendigkeit vor. Der Mensch ist das planmäßig handelnde, sich einsetzende, das leistende Wesen. Der abendländische Mensch zumal hat eine psychische Dynamik entwickelt, die über jedes ziellose Dahinleben hinweggreift: Nur indem ich etwas – oder gar etwas Besonderes – leiste, lebe ich bewußt, frei, gestalte ich mein Leben selbst. Das Problem der Eigenhandlung und der Eigenleistung findet sich – wie in anderen kreativen Leistungsbereichen, in anderen Sportarten, in der Kunst, in der Wissenschaft usw. – so besonders dramatisch artikuliert auch im Alpinismus. Hier ist es mit besonderer, lebensentscheidender (Selbst-)Verantwortlichkeit kombiniert. Eigenleistung als Vitalitätskriterium, so wie manch eine Philosophie (z. B. die phänomenologische Geist- und Lebensphilosophie Schellers) Widerständigkeit als Realitätskriterium verstand. Im Bestehen extremer Widerständigkeits- und Tests kann anscheinend Identität und Individualität der Person gewonnen bzw. dokumentiert werden, vor sich selbst und vor anderen: Eigenleistung

als Medium der Selbstfindung. Auch in anderen Leistungsbereichen ist diese Erfahrung wohl bekannt. Aufmuth meint freilich, beim extremen Bergsteigen handelt es sich um eine momentane, dramatisch gefühlte „Identitätserfahrung ohne Selbsterkenntnis“. Die Überkompensation oder Verdrängung von Ängsten und Ohnmachtsgefühlen ins Unterbewußte, die oft kindliche, psychische traumatische Erfahrungen wie „Alleingelassensein und Hilflosigkeit“ anzeigen, werden bei Selbsteugnissen großer Bergsteiger wie E. G. Lammer, R. Messner und R. Karl verfolgt. Soziale Frustrationen der frühen Kindheit werden nach dieser Deutung durch bewußtes Aufsuchen der gefährvollen Situationen, durch planmäßige und geschulte Beherrschung der Wand, durch demonstratives Aufsuchen und Bestehen der Situation der Einsamkeit und des existentiellen Ausschließlich-auf-sich-allein-Angewiesenseins überkompensiert. Symbolisch wird die unterbewußt weiterwirkende Kindheitsfrustration reproduziert. Der Bergsteiger versucht, in der späteren Neuinszenierung des ursprünglichen Dramas sich zum Herrn und Lenker der Ereignisse zu machen.“ So meint Aufmuth:

„Das Bergsteigen der Extremen ist ein Verhaltensritual, das vorübergehend ein sehr unmittelbares Gefühl von Stärke und Überlegenheit gibt. Dieses Machtgefühl benötigt mancher Extrembergsteiger, um eine große, beständige Angst im Innern niederzuhalten: die Angst vor Gefühlen der Ohnmacht und des inneren Alleingelassenseins, die in der Kindheit allzu grausam erlebt worden waren und darum seitdem verdrängt und gemieden werden. Die geschilderten frühen Hilflosigkeits- und Vernichtungssängste des Extrembergsteigers bilden in gewisser Weise eine Angst vor dem Fallen, in dem Sinne, als es um die Vermeidung des (seelischen) Hinabstürzens in die gräßliche Verzweiflung des frühen Hilflos- und Einsamseins geht. Das Zurückfallen in diesen qualvollen Seelenzustand ist eine der großen inneren Bedrohungen von Extremalpinisten. So kann man schließlich die paradoxe und doch wahre Aussage formulieren: Es ist nicht zuletzt eine tiefe Furcht vor dem Fallen, die die Extrembergsteiger die steilsten Felsen- und Eisfluchten des Erdballs hinauftreibt.“

Der „Größe unserer verborgenen Angst“ entspricht, so meint Aufmuth – selbst extremer Bergsteiger – die „Allgewalt unseres Bedürfnisses nach ‚Bewährungen‘“. Die Extremen seien „vital abhängig von alpinistischen ‚Problemen‘, ‚Bewährungen‘ und ‚Herausforderungen‘“. Der Berg, die Wand ist das Problem, die Herausforderung –

angesichts derer „das Joch des Leistenmüssens“ „gleichsam in uns hineingewachsen“ ist, zu einem „Hauptbestandteil unserer Person“ geworden ist. Kurz: Im Extremfall ist der Extreme ein Leistungsbesessener, der den Berg, das Gebirge zum einzigen Ort seiner Leistungsbewährung hochstilisiert. Das extreme Leistungsbedürfnis führt zu einer „Leistungsspirale“: „Anfangs waren es leichte Klettertouren gewesen . . . später kletterte ich durch die schwierigsten Wände der Alpen, durch bedrohliche Schluchten, um dann die steilsten Wände der höchsten Berge der Welt anzugehen: Nanga-Parbat-Rupal-Flanke, Manaslu-Südwand, Makalu-Südwand und jetzt die Lhotse-Südwand. Immer steiler, immer schwieriger . . .“ (Reinhold Messner 1979) Messner hat Alpträume über Prüfungssängste z. B. von einem ersten, nicht bestandenen Abiturversuch. Aufmuth kommentiert: „Dieses Auftauchen bedrückender Prüfungserinnerungen am Vorabend großer alpiner Taten erhellt, wie Messner in tiefster Seele seine Bergsteigerei erlebt: als eine existentiell bedeutsame Prüfungssituation.“

Auch untergründige Aggressivität, Aggressionsunterdrückung und Sexualitätsverdrängungen spielen bei der psychoanalytischen Deutung natürlich eine Rolle. Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden.

Von überragender Bedeutung freilich wiederum für die psychische Dynamik des ernstesten Typs der extremen Bergsteiger ist die Todesbedrohung, Todesnähe, deren „Bewußtsein . . . ein fast unverzichtbares Lebenselixier“ zu sein scheint:

„Da drängt sich der Gedanke auf: Diesen Seitlänzern am Berg ist das Leben als gesicherter Normalbesitz zu wenig wertvoll. Es hält zu wenig Frohes und Interessantes bereit. Sie müssen ihrem Leben ständig gewaltsam Glanz und Wert einimpfen durch das drastischste Mittel, das es dafür gibt, die Erfahrung des drohenden Lebensverlusts. . . Ein anderes Motiv, das uns die Grenzzone zwischen Tod und Leben so anziehend macht, ist das ungeheuerliche Machtgefühl, das uns daraus erwächst, daß wir im Kampf mit dem Stärksten, den es gibt, mit dem Tod, bestehen können.“ (Aufmuth)

Manche übertreiben gar, haben offenbar „zuviel von der Lebendigkeitsdroge ‚Todesnähe‘ nötig, um sich voll und ganz lebendig zu fühlen“, doch auch deren Ziel, meint Aufmuth, „ist nicht die Selbstzerstörung, sondern die Stei-

gerung ihres Lebendigkeitsbewußtseins angesichts der äußersten Todesnähe“: Bei dieser „wissenden Lebensgefährdung“ in „Abstufungen“ kann nach Aufmuth „von einer Sehnsucht nach dem Untergang oder nach einem Todestrieb (à la Freud/H. L.) . . . bei den allermeisten von uns keine Rede sein“: Das Exponiertsein ist „bloß Mittel zum Zweck: Mittel zum Zustand des bewußteren, intensiveren und dankbareren Lebendigseins“.

Der Mensch, so muß man dies wohl philosophisch-anthropologisch deuten, ist nicht nur das Leiden kompensierende (wie der Philosoph Marquard meint), sondern das durch und in Leistungen überkompensierende Wesen, wie ich anderswo betont habe (1981a). Gefährdung, Todesängste, „die frühe mit Ohnmacht erlebte Vernichtungsangst“ aus der Kindheit „erzeugt beim Menschen mit aktiver, vitaler Konstitution im späteren Leben ein Hingezogensein zu Situationen mit Todesgefahr, wobei ein starkes Bedürfnis am Werke ist, nunmehr über das Todesrisiko zu triumphieren“, meint Aufmuth:

Das frühe Erlebnis des ohnmächtigen Ausgeliefertseins an eine Situation chronischer Vernichtungsgefahr wird zur Quelle des Bestrebens, mächtiger zu sein als irgendwelche Kräfte der Daseinsbedrohung. Die Konstellation des frühen Dramas wird somit immer wieder aufs neue arrangiert, um zu beweisen: Jetzt bin ich nicht mehr ohnmächtig angesichts von Gefahr. Jetzt beherrsche ich die Dinge. Kurz: Jetzt bin ich stärker als der drohende Tod. Nun wird der Kampf mit dem Tode in der Außenwelt gesucht, in Situationen, die massiv „todesträchtig“ sind. . . Das Bergsteigen ist in seinen extremsten Fällen ein fortgesetzter Kampf ums Überleben unter den schwierigsten und gefährvollsten Bedingungen.“ „Vor dem Hintergrund einer seelisch bedrohten Kindheit erfüllt die Todesgefahr beim extremen Bergsteigen so zwei ineinander verschränkte Funktionen: Das kindliche Drama der seelischen Untergangsbedrohung wird in einer Art von korrigierender Neuinszenierung zu bewältigen versucht, gleichzeitig vermag das Engagement in potentiellen Todessituationen, die in der früheren Lebenszeit entstandenen Verengungen des Lebensgefühls kurzzeitig auszugleichen.“

„Über den Tod zum Leben hochzusteigen“ – das bezeichnet Reinhard Karl als ein besonderes, „ein anderes Lebensgefühl“. Messner meinte: „Ich weiß nur, daß ich da oben mehr am Leben hänge als im Tal“ (1978); Lebensüberdrüssige gäbe es „dort oben“ nicht. „Was wir suchen“, meint Terray, der große französische Alpinist, Erstbesteiger des Makalu, „ist jene ungebundene und tiefe Glück-

seligkeit, die unsere Herzen zu sprengen droht, die alle Fasern unseres Wesens erfüllt, wenn wir nach langem Klettern über dem Abgrund des Todes das Leben wieder mit offenen Armen an uns drücken dürfen“. Messner meint gar: „Ich steige nicht auf Berge, um ihre Gipfel zu erobern. Für wen auch? Ich begeben mich in Grenzsituationen, um meine Ängste, Zweifel und Hochgefühle zu erfahren“ – und, so muß man wohl hinzufügen, die ersteren für sich selbst demonstrativ, sich-selbst-beweisend zu überwinden.

Das Wort „Grenzsituation“ erinnert an die Terminologie der Existenzphilosophie. Ihr entstammt ja dieser Begriff (Jaspers). Und das Bergsteigen – besonders das extreme – bietet sich natürlich für eine existenzphilosophische Deutung geradezu an. Dazu gibt es auch schon Untersuchungen (Slusher 1967, Storer 1966, Meier 1973). Psychoanalytische Deutungen des Sports (Beisser 1967, Fuller 1976) haben allerdings eigentümlicherweise das Bergsteigen bisher ausgelassen. Insofern betritt Aufmuths Analyse Neuland.

In der Existenzphilosophie sind jedoch sogenannte „todeszentrierte Sportarten“ (Storer) des öfteren untersucht worden: Die Herausforderung in der Grenzsituation, im Drama des Jetzt, der Aktivität wurde als Chance gedeutet, in der der Sport dem Menschen durch freie Entscheidung, durch spontane gewollte Eigenaktivität, fortschreitende Selbstmeisterung und -vervollkommnung angesichts tiefer Ängste und Risiken „authentisches Sein“, „wahre Existenz“, „Wahrheit des Seins“ zu erlangen gestatte: Besonders in Extremsportarten wie Bergsteigen könne man „nicht weglassen oder sich selber täuschen“. Sport biete in der Leistungssteigerung ein Kennzeichen und Maß „maximierter innerer Existenz“, „eine Dimension der Seinswahrheit“ in der Aktualität des Lebens, in der authentischen Entscheidung, im Eigenhandeln, in der Eigenleistung. Der Mensch ist der, als der er sich im eigenen Leisten erweist. Kaum aber wie im Bergsteigen gibt es sonst eine so anspruchsvolle Rückkopplung, in der sich der Satz „Sein ist Risiko“ im Leben mit der Angst, der Drohung des Nichtseins, des Todes bewährt. Gerade extrem riskante

Sportarten provozieren Versuche und die dadurch bewußt erregte psychische Dynamik der Selbstvergewisserung, die darin besteht, den Tod symbolisch zu überwinden, indem man ihm, den man provozierte, entgeht. Höchste Erregung und Eigentlichkeit des Lebens werden nach existentialistischer Auffassung so erzeugt: „Der Mensch glaubt den Tod besiegt zu haben, ein vollständigeres Leben zu führen, indem er die Todesfurcht überwindet.“ Für die Existenzphilosophie liegt also gerade in todeszentrierten Sportarten wie dem Bergsteigen die Chance, eigentliche Existenz, wirkliches echtes authentisches Leben zu verwirklichen. Die existenzphilosophische Deutung (etwa Slushers, der hier zitiert wurde) arbeitete ausführlich die Funktionen und Möglichkeiten der Selbst- und Sinnbildung heraus: Ausdrücken der eigenen Individualität, Herausforderung der Existenz überhaupt, Ich-Erprobung, Sinnkonstitution, Suche, Bestimmung und Kontrolle des Seins, Selbstdistanzierung, Selbstentdeckung, Selbststeigerung, Selbstbestätigung, personale Vitalisierung, Hinauswachsen über das Alltägliche, Gewinn an Selbstvertrauen, Kompensation für Mangel an Ich-Befriedigungen und eventuell an sozialen Kontakten usw.)

Auch Aufmuth sieht diese positiven Seiten des Bergsteigens und beschreibt sie unter den Motiven des „normalen Bergsteigers“ im ersten Teil seines Buches. Freilich werden die Intensivierung des Körpererlebens, das Leistungserleben, die „Bergkameradschaft“, das Landschaftserleben, die „Herrscher“- und Autarkiegefühle, das Könnenserleben angesichts der „beherrschbaren Ungewißheit“ sowie die ungebremste Lebensfreiheit, Gefühlsintensivierung, Möglichkeit zur Affektäußerung und „der reine Lebensübermut“ meist als Kompensation zu Einschränkungen, Versagungen, Frustrationen des Alltagslebens gesehen. Aufmuth tendiert also allgemein zu einer nahezu einsinnigen, fast ein wenig einseitigen Kompensationstheorie des Bergsteigens – sowohl für das Bergsteigen als Breitenbewegung wie für das ihn eigentlich interessierende Extremsteigen. Obwohl er sieht, daß unter den leidenschaftlichen Bergsteigern es auch die „lustigen und genießerischen, die fröhlichen Herumtreiber“, „die Fidelen“

gibt, „die Lebenskünstler, die in beiden Welten gleichermaßen zu Hause sind, in der harten Welt der hohen Gipfel ebenso wie in den Gefilden der Lust“, gilt seine Aufmerksamkeit in seiner Untersuchung nahezu ausschließlich den „strengen, ... Ernstern unter den Bergsüchtigen“, und er meint, „die Mehrheit der leidenschaftlichen Alpinisten“ gehöre dieser Gruppe der Asketiker an, die eher an „Büßermönche des Mittelalters“ erinnerten und „einen Einschlag ins Tragische“ aufwiesen.

Der Existenzphilosophie und auch den existenzialistischen Analysen im Sport geht es ähnlich: Ein düsterer, tragischer Akzent scheint zu dominieren. Das Pathos der Eigentlichkeit – besonders in „todeszentrierten Sportarten“ – scheint nicht viel Spaß zu vertragen. Das Abenteuer der Selbstentdeckung in Grenzsituationen scheint eher die schmerzlichen, problematischen, negativ gefärbten Seiten zu enthüllen. Ein tragischer Ton kennzeichnet ja die Existenzphilosophie insgesamt. Zweifellos ist Selbstentdeckung – auch wenn sie unbewußte tragische Elemente enthüllen mag – etwas „Positives“; und die „ungeheure Lebensenergie, die im Tun der Bergbesessenen zu Tage tritt“, „das phänomenale körperlich-seelische Kraftpotential der Extremen“, ihre Kompensationskompetenz sozusagen, sind zweifellos positive Momente“. Aufmuth betont deutlich, daß „alle die ‚positiven‘ Motive“, die er für Normalbergsteiger beschreibt, „auch für die Extremen“ gelten, daß darüber hinaus „Depression, Kampflust ebenso wie die Angst“ nicht nur „zu Triebkräften des passionierten Bergsteigens“, sondern auch zur Personenentwicklung bedeutsam beitragen können. Aber Selbstfindung und Selbstflucht sind stets mögliche Alternativen. Bei den ernstesten Extremen scheinen freilich Askese und eher eine tragische Note und Kontrastprofilierungsneigung zu überwiegen. Dies könnte ebenso wie am bevorzugt beschriebenen ernstesten Typ auch an der Methodik liegen: an der psychoanalytischen Zugangsweise mit stark existenzialistischem Einschlag. (Beide Varianten betonen besonders Tragisches, beide schließen soziale Geborgenheit geradezu von vornherein aus, sehen mitmenschliche Gefühlsbindungen eher als scheiternd, stets gefährdet: Existenzphilosophie ist

geradezu eine heroistische Philosophie der Individualität und „je-meinigen“ Aktualität, die ihre Kulmination zwischen den Weltkriegen und nach dem Zweiten erlebte; die Psychoanalyse nahm vieles von dem zeitlich vorweg.

Kühne Ansätze sind freilich beide, einzeln und auch in Kombination. Besonders angesichts der Risikosportarten offenbaren sie einen hohen Erklärungswert – freilich keinen ausschließlichen. Jede monolithische, sich nur auf einen Faktor stützende Philosophie des Sports hat sich bisher als zu eingeschränkt erwiesen. Jede Ein-Faktor-Philosophie des Sports ist falsch. Man muß statt dessen viele verschiedene Faktoren in ein übergreifendes Konzept integrieren, eine pluralistische Sportphilosophie entwickeln. Dies gilt zweifellos auch für die philosophische Behandlung des Bergsteigens. Nur individualistische (wie die existentialistische oder psychoanalytische) Deutungen sind irgendwo einseitig, sozialphilosophische, kulturphilosophische müssen hinzukommen. Fast zwanzig verschiedene Ansätze kann man in der Sportphilosophie bereits unterscheiden und versuchsweise in einem Viel-Faktor-Konzept integrieren (vgl. Verf. 1972). (Auch die philosophische Anthropologie selbst muß pluralistisch entwickelt werden [Verf. 1981a].)

Gerade auch bei den philosophischen Deutungen des Bergsteigens gibt es andere Ansätze. Ich denke etwa an die früheren „Ansatzpunkte einer philosophischen Analyse des Sports“ (1945/46), die der Philosoph und Bergsteiger Simon Moser aus Tirol entwickelte. Unter der Einsicht, „daß es im härtesten Training noch spielerische Gesinnung geben kann“, untersuchte er wie das Skilaufen auch das Bergsteigen als „Spiel“. Freilich als „ein ernstes Spiel, da in diesem Spiel selbst das Leben eingesetzt wird“. Beim Winterbergsteigen, bei jeder schwierigen Bergfahrt bleiben Unsicherheiten, die vom „echten Bergsteiger“ abgeschätzt, gewogen, „riskiert“ werden, und dieser echte Bergsteiger erweist sich gerade im richtigen Ausgleich und Maßhalten von Wägen und Wagen“. Die „Fröhlichkeit, Gelöstheit, Lässigkeit“ anderer Sportarten „tritt hier zugunsten des ernstesten Spielcharakters zurück“. Der Ernst jedoch, meint Moser, „wird aber als Hintergrund von der heutigen Berg-

steigergeneration zurückgedrängt oder verschwiegen zugunsten eines spielerischen Vordergrundes. Alles geschieht unter der Maske der handwerklichen Sachlichkeit. Gerade aber in dieser „maskenhaften Vermummung der letzten Motive“ sieht Moser den „Beweis für den echten Spielcharakter des heutigen Bergsteigens“!

„Zu diesem Sich-Maskieren gehört auch die Ironie: Man „blödel“ sich z. B. durch eine ganze Wand hindurch und verspottet sich selbst dabei, man macht sich über das Pathos des Bergsteigerhelden von früher lustig und verachtet alle literarischen Gefühlsausbrüche. Man gibt sich nüchtern, kühl, technisch, sachlich, gefühllos und ist letztlich doch urromantisch eingestellt: Es sitzt die unstillbare Wandersehnsucht, die Ferne im Herzen, die Lust am reinen Abenteuer... Wie realisiert sich aber diese Romantik? Indem man an einem Kletterblock, genannt „Totenkirch“, je zehn Meter voneinander Kletterrouten als Erstbegehungen macht – und das noch dazu angesichts der schaulustigen Menge von dem Stripsenjoch-Haus. Diese Lebensdiskrepanz im Wollen und Tun ist nur durch Selbstironie errätlich, bezeichnet aber doch die Stimmungswelt der heroisch oder romantisch eingestellten mitteleuropäischen Jugend der letzten Jahrzehnte, der es im eigenen Haus viel zu eng geworden war.“

Der Bergsteiger als „Ironiker“, als „ein bewußter Spieler des ‚Als-Ob‘“? Das Überspielen der Gefahr, das Betonen von bergtechnischem Können und Kondition, von „spielerischem Kletterrythmus, den wir meinen, wenn wir von katzenhaften Bewegungen, von einem Schleichen um Kanten herum, von einem Überlisten eines Überhangs sprechen, im Gegensatz zum harten Klettern, das auf hoher Arm- und Fingerkraft beruht, zum An-der-Wand-Kleben des ängstlichen Kletterers“ – all dies ist sicherlich charakteristisch für sportlich elegantes Bergsteigen, für die ästhetische Seite des Alpinismus. Selbst „das Eisgehen entbehrt nicht seines Harmoniegesetzes im Wechsel von Standstufen und freien Seillängen, wenn wir uns auf dieser seltsamen Himmelsleiter des modernen Eisgehens bloß auf die zwei Vorderzacken unserer Steigeisen verlassen“, meint Moser. Aber das Spiel mit dem kalkulierten Risiko trägt immer die Ernstkomponente in sich, z. B.: „die manchmal fast unerträgliche Spannung bei einer schweren Eisfahrt: Wann kommt die Eislawine durch das Couloir, durch das wir hindurch müssen? Es ist ein Wettlauf mit der Zeit, der uns in diese erregte Spannung versetzt: Werden die drohenden Eistürme ober der Rinne noch halten, bis die Mit-

tagssonne sie voll trifft? Wenn aber unterdessen der Föhn einsetzt, was dann? Und hat die Riesenspalte, die ganz oben den Hängegletscher seiner ganzen Breite nach durchreißt, eine schwache Stelle?" Der Wechsel von Anspannung, Unsicherheit und Lösung in der Erfolgsfreude nach der Anstrengung stellt „das Gleichgewicht der widerstrebenden Gefühle . . . wieder her". „Die Gelöstheit und Freiheit, die uns auf einem hart umkämpften Gipfel überkommt, liegt auf einer prinzipiell höheren Erlebnisstufe" als die „wohlige Gelöstheit der Glieder" nach einem anstrengenden Skilanglauf: „Der Wechsel von Spannung und Entspannung, von Bindung und Lösung, von Fesselung und Befreiung, von Konzentration und Ausgegessenheit, von Verzauberung und Desillusionierung – diese ästhetische Antinomik beherrscht das Bergsteigen grundsätzlich als das Skilaufen", stellt die dramatische Akzentuierung des Bergsteigens als eines Symbols des Lebensaufstiegs dar:

„Der Berg selbst ist der hypostasierte Gegner. Die höchste Form dieses sportlichen Kampfes um den Berg ist daher auch der Alleingang des Einzelgehers, der als solcher allen Ungewißheiten prinzipiell anders ausgesetzt ist als die Seilkameradschaft. Diese Deutung ist symbolisch: Jeder Berg symbolisiert eine bestimmte, ästhetische, sportliche, bergsteigerische Idee und ist damit von jedem anderen Berg scharf unterschieden. Der Begriff des Kampfes hier und des Zieles ist Symbol für Lebenskampf und Lebensziel überhaupt. Und dieses Symbolhafte des Bergsteigens konstituiert einen tieferen Sinn seines Spielcharakters, als er etwa im Skisport liegt".

Leben als spielerischer Aufstieg auf die Höhe, den Gipfel? Paulus schon hat das Leben mit einem Wettlauf verglichen (1. Kor. 9,24). (Hobbes, der Sozialphilosoph der unerbittlichen Konkurrenz zwischen Menschen, folgte ihm, verwandelte aber den Wettlauf in Konkurrenz um Sein oder Nichtsein.) Das Leben ein Wettlauf? Wettlauf und Wettkampf als Spiel, Sport als „agonales ganzheitliches Spiel", wie der frühere Landesbischof von Baden, Prof. Heidland, selbst einst Olympiaruderer, formulierte. Der Wettkampf mit dem Berg als fiktivem Gegner, als geregeltes agonales Spiel, als Symbol des Lebens? Nach Moser findet sich im Skisport und Bergsteigen „all das verkörpert und variiert, was das Spiel als solches auszeichnet": „Das freie, vergnügungsmäßige, überflüssige Handeln, das einen

bestimmten Spielraum und eine bestimmte Spielzeit benötigt, das eine ihm gemäße Ordnung, Harmonie und Rhythmus, Gleichgewicht in Spannung und Entspannung, in Bindung und Lösung besitzt, das von Spannungen und Chancen der Ungewißheit durchzittert wird, das seine eigenen Spielgeheimnisse besitzt gegenüber dem Alltag und den anderen Spielen": Der Sport also als Lebenssymbol, als Spiel? Ist das Leben selbst symbolisch als Spiel zu deuten?

Symbole und Metaphern ziehen Vergleiche, beleuchten Ähnlichkeiten, heben einzelne Züge hervor – sind aber eben Bilder, bildhafte Analogien. Wie alle Vergleiche hinken auch sie. Bergsport ist – wie jeder Leistungssport – nicht nur Spiel (etwa gekennzeichnet durch spielerische Unbekümmertheit), obwohl spielerische Züge oder ähnliche Züge wie im geregelten agonalen Spiel in ihm auch zu finden sind. – Auch an diesem Beispiel wird deutlich, daß Sport nicht einsinnig unter einem Begriff – wie „Spiel" – total zu subsumieren ist. Wesenserklärungen, die nur einen Faktor berücksichtigen, vereinfachen meist zu stark. Oft wird wie bei Johan Huizinga – ein Begriff auch total überdehnt: Er etwa sah jeden „Ursprung der Kultur im Spiel", deutete Kultur selbst als Spiel – selbst den Gerichtsprozeß, das Geschäftsleben und den konventionellen Krieg – nur nicht den modernen Rekord- und Hochleistungssport, der heute „neben dem . . . Kulturprozeß" stehe, unkultisch, gemeinschaftsfremd, nicht „kulturschöpferisch" sei, weil in ihm „der alte Spielfaktor zum großen Teile abgestorben" sei. Eine einseitige Überdehnung zweifellos; das methodische Konzept der monolithischen Wesenserklärungen offenbart seine Schwächen.

Im Bergsport, beim Bergsteigen ist es nicht anders: Bergsteigen ist weder reines Spiel noch wirklicher Todesernst, sondern nimmt eine Zwischenstellung ein: charakteristisch der spielerisch-provozierende Umgang mit der Gefahr, dem kalkulierten Risiko – stets mit dem Reiz der Restunsicherheit. Immerhin sind metaphorische Vergleiche möglich zwischen Spiel, Kampf und Bergsport, zwischen Lebenslauf und Bergaufstieg wie -abstieg, auch zwischen dem auch wagenden, Neuland erforschenden Leben

des Geistes in Wissenschaft und Philosophie. Moser wollte mit seinem Ansatz das vergegenwärtigen, „was das Leben des Geistes selbst dem Bergsport verwandt macht". Nicht zufällig war er es auch, der „sportliches Philosophieren" forderte: nicht zu zaghaft tastend, sondern risikobereit und wagemutig, wenn auch nicht intellektuell fahrlässig.

Doch Metaphern hinken – wie alle Vergleiche. Sie illuminieren Höhepunkte, können eine Zeitlang die Deutung leiten, müssen aber jenseits einer gewissen Grenze aufgegeben werden.

Vergleiche, Metaphern, Deutungen haben ihre eigene Geschichte – ihre Kulturgeschichte; und sie sind geschichtlich geprägt. Und damit werden wir zum Anfang des Artikels zurückgeführt: Bergsteiger, die um des Reizes willen die Herausforderung annehmen, Wagnisse eingehen, außerordentliche Leistungen vollbringen, können Spielqualitäten entfalten, ästhetische Erlebnisse erfahren und kultivieren und sich zugleich einer tiefgehenden Selbstprüfung – nicht nur im Überwinden von Widerständen, in der Selbstbewahrung, sondern auch in existentiellen, quasi gelenkt-geplanten Grenzsituationen unterziehen, durch das Herausfordern und Überwinden von Existenz an Angst authentische Sinnerfahrung gewinnen: Sieg über Todesfurcht wird ein symbolischer Sieg über den Tod. Das Wagnis erzeugt ein vitaleres Bewußtsein eines vollkommenen, echten Lebens (Slusher 1967, Schleske 1977). Die existentielle Bedeutsamkeit des Bergsports ist evident. Die symbolische Interpretation ist freilich nicht selbstverständlich, nicht unmittelbar naturgemäß: Sie hat sich, wie erwähnt, historisch entwickelt. Bergsteigen als Symbol des Lebenskampfes, als Leistung, als Naturerlebnis und existentielle Herausforderung, als Kampf mit dem „hypostasierten Gegner", mit den Naturgewalten – dies Modell hat sich geschichtlich mit der Neuzeit und der Industrialisierung sowie mit der Entwicklung des Sports allgemein entwickelt. Es ist auch, aber nicht nur ein Ausgleichs-, Reaktions- oder Kompensationsmodell. Es dient der symbolischen Selbstfindung durchaus im Rahmen unserer kulturellen Tradition ebenso wie der fallweise eindrucksvoll

erlebten Flucht aus dem grauen Alltag industrieller Umwelt und total verwalteter Institutionen. Auch der Bergsport trägt den Stempel der Kultur, der er entstammt, ist ein kulturelles Produkt und Phänomen – nicht etwa bloß natürliches Verhalten. Es setzt die Normen und Regeln unserer abendländischen Kultur voraus, trägt zum großen Teil ihre Züge, weist soziale Geprägtheit auf, bis hinein in seine Ideologie (sowohl im Leistungsstreben als auch im „Zurück zur Natur!", sogar intern in der Rückkehr zum „natürlichen Bergsteigen", der neuerlichen Gegenreaktion gegen die technische „Schlosserei" in der Wand – eine Gegenreaktion, wie sie besonders von Messner und Habeler durch die Besteigung des Hidden Peak und des Everest dokumentiert wurde).

Bergsteigen ist kein gesellschaftlicher Totalprotest, der Aufstieg kein Ausstieg. Dazu ist auch dieser Sport zu sehr von den Werten und Normen der abendländischen industriellen Gesellschaft geprägt. Der Berg als „Leistungsgegenstand", als Gegner und Herausforderung, als Aufgabe – das ist ebenso ein kulturelles, geschichtlich entwickeltes Konzept wie die eingangs erwähnte Erlebniskultur des Erhabenen – beide freilich auf naturhafter Grundlage.

Die Auffassung der Natur ist allemal Kultur, wie Arnold Gehlen betonte. Der Mensch aber ist das Wesen, dem die Kultur zur Natur, zur Zweiten Natur werden mußte (weil ihm die totale Instinktdeterminierung des Tieres fehlt). Die Auseinandersetzung mit der (Ersten) Natur ist auch stets ein Produkt der Zweiten Natur. Bergsteigen und Alpinismus gehören – wie jede Kultur der Natürlichkeit – natürlich dazu.

Die instinktive Ungesicherheit des Menschen, des nach Nietzsche (im doppelten Sinne) „noch nicht festgestellten Wesens", macht auch einen wesentlichen Grund für seine existentielle, ja, metaphysische Unruhe aus, für sein stetes Weiterstreben, Über-sich-hinaus-sein-Wollen, für das sowohl das Aufsteigen wie das oft berichtete Erlebnis der Leere nach dem Gipfelgang und das Aufbrechen zu neuen Zielen einen symbolischen Ausdruck darstellen. In den Worten dreier Bergsteiger, darunter dem Nanga-Par-

bat- und dem Everest-Alleingänger: „Wir lassen uns zu kurzer Rast nieder. Aber bald treibt uns eine innere Unruhe weiter, gipfelwärts.“ (Hermann Buhl) „So hat nach dem gelebten Traum jeder seine neuen Träume, die sich wieder zu Tode, zu Leere erfüllen werden.“ (Reinhold Messner) „Ich ahne, daß auch der Everest nur ein Vorgipfel ist, den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen.“ (Reinhard Karl)

Literatur

- Alvarez, A.: I like to risk my life. Saturday Evening Post 1967, Nr. 240, S. 10–12.
- Aufmuth, U.: Die verrückte Notwendigkeit. Gedanken über die Extremformen der Bergleidenschaft. Jahrbuch DAV 1981. Ztschr. Bd. 106, 1981, S. 87–100.
- Aufmuth, U.: Die zweite Existenz. Das Bergsteigen und die Defizite des Selbsterlebens in unserer Gesellschaft. Eine soziologische Betrachtung über den Sinn des Bergsteigens. In: Jahrbuch DAV 1980. Ztschr. Bd. 105. München/Innsbruck 1980. S. 69–84.
- Aufmuth U.: Bergsteigen – Psychologie einer Leidenschaft (unveröffentlichtes Manuskript, das der Verfasser zur Verfügung stellte).
- Beisser, A.: The Madness in Sports. New York 1967.
- Bernstein, J.: The Mountain Aesthetic. In: Sierra Club Calender 1981 (USA).
- Buhl, Herrmann: Große Bergfahrten. München 1974 (zit. nach Aufmuth).
- Fuller, P.: Die Champions. Psychoanalyse des Spitzensportlers. Frankfurt 1976.
- Gehlen, A.: Der Mensch. Bonn (1940) 1971⁹.
- Habeler, P.: Der einsame Sieg. München 1979.
- Heidland, H.-W.: Der Geist des Sports. Stuttgart 1968.
- Hillary, E.: High Adventure. New York 1955.
- Houston, Ch. S.: Mountaineering. In: Slovenko, R – Knight, J. A. (Hg.): Motivations and Play, Games and Sports. Springfield, Ill. 1967, S. 626–636.
- Houston, Ch. S.: The Last Blue Mountain. In: Klausner, S. Z. (Hg.): Why Man Take Chances. New York 1968, S. 49–58.
- Huizinga, J.: Homo ludens (1938). Reinbek 1956.
- Kant, I.: Kritik der Urteilskraft (1790). (Akademie Ausgabe [TB]), Band V., Berlin, New York.
- Lammer, E. G.: Jungborn, München 1929³.

- Lenk, H.: Leistungsport: Ideologie oder Mythos? Stuttgart u. a. 1972, 1974².
- Lenk, H.: Sozialphilosophie des Leistungshandelns. Stuttgart u. a. 1976.
- Lenk, H.: Wie philosophisch ist die Anthropologie? (Deutscher Kongreß für Philosophie. Innsbruck 1981. (a)
- Lenk, H.: Eigenleistung. In: Max-Planck-Gesellschaft/Nationales Olympisches Komitee für Deutschland: Olympische Leistung. Ideal, Bedingungen, Grenzen. Begegnungen zwischen Sport und Wissenschaft o. O. 1981. (b)
- Marquard, O.: Homo Compensator. Bemerkungen über die anthropologische Karriere eines metaphysischen Begriffs. (Deutscher Kongreß für Philosophie, Innsbruck 1981.)
- Meier, K.: Authenticity in Sport. (Ph. D. Diss. 1973. University of Illinois, Urbana/Champaign.)
- Messner, R.: Everest. München 1978.
- Messner, R.: Die Herausforderung. München 1977, zit.: München/Zürich 1979 (TB).
- Messner, R.: Grenzbereich Todeszone: Extrem-Erlebnisse am Berg. Frankfurt, Berlin, Wien 1980.
- Moser, S.: Ansatzpunkte einer philosophischen Analyse des Sports. In: Leibesübungen und Leibeserziehung 1945/46 I, H. 3–4 (Teil I) vollständig in: Moser, S.: Philosophie und Gegenwart. Meisenheim 1960, S. 183–205. Wiederabgedruckt in: Lenk, H. – Moser, S. – Beyer, E. (Hg.): Philosophie des Sports. Schorndorf 1973, S. 138–162.
- Progen, J.: Man, Nature and Sport. In: Gerber, E. W./Morgan, W. J. (Hg.): Sport and the Body. Philadelphia 1979², S. 237–242.
- Schleske, W.: Abenteuer – Wagnis – Risiko im Sport. Schorndorf 1977.
- Slusher, H.: Man, Sport and Existence. Philadelphia 1967.
- Storer, D.: Significance of Death in Sport. (Ph. D. Diss. 1966, University of Southern California.)
- Terray, L.: Große Bergfahrten. Nymphenburg 1975 (zit. nach Aufmuth).

Bergsteigercharaktere Eine kleine Typologie

Ulrich Aufmuth

Bergsteiger sind kein einheitlicher Menschenschlag. Unter denen, die die Berge oder den Bergsport lieben, gibt es die verschiedenartigsten Persönlichkeiten. Genauso verschieden wie die Menschen, die in die Berge gehen, sind auch die individuellen Motive der Bergbegeisterung. Es wäre aus diesen Gründen wenig sinnvoll, eine systematische Charakterologie des Bergsteigers konstruieren zu wollen.

Die kleine Typologie, die ich nachfolgend präsentieren will, erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Ich beschreibe darin einige Bergsteigerfiguren, die in ihrer Art besonders eindeutig und herausstechend sind. Die Charakterkizzen sind in einem ironisch-unterhältlichen Tonfall abgefaßt. Der Leser sollte jedoch wissen, daß sich hinter der lockeren Darbietungsweise ein hohes Maß an gezielter psychologischer Beobachtung und Überlegung verbirgt.

Da in den vorgestellten Charakteren verschiedenartige Grundhaltungen dem Bergsteigen gegenüber zum Ausdruck kommen, könnte man auch von Motivationstypen des Bergsteigens – vielleicht sogar des Sportlebens überhaupt – sprechen.

I Der Technokrat

Mein Freund Peppi ist ein vollkommen wetterunabhängiger Alpinist. Fällt einmal eine Tour wegen schlechter Witterung aus, dann ficht das den Peppi nicht im geringsten an. Er verlegt seine Bergbegeisterung einfach ins heimische Wohnzimmer. Dort baut er dann zwischen Tür und Fensterkreuz mit Hingabe komplizierte Rettungsflaschenzüge. Oder er poliert seine Schlosserei, in der die ausgefallenen Stifte vertreten sind. Zur Zeit bastelt er an einem Mini-Notstromaggregat für seine Stirnlampe, das automa-

tisch in Funktion tritt, wenn einmal die Batterie ausfallen sollte.

Das köstlichste geistige Labsal sind für Peppi die Kataloge der Bergausrüster und die Untersuchungsberichte der alpinen Materialprüfungskommissionen. So weiß Peppi bis aufs Gramm genau die Bruchlast aller Seilfabrikate anzugeben, er kennt die chemische Zusammensetzung der Steigeisenlegierungen, und er ist exakt darüber informiert, wie viele rote Blutkörperchen der Mensch auf dem Mont-blanc pro Minute produziert.

Peppi beherrscht so manches alpine technische Kunststück. Unter den Bergsteigern, die mir begegnet sind, ist er der einzige, der es fertigbringt, im Dunkeln einhändig den vierfach quergeschlungenen Achterknoten zu knüpfen. Und das in sechs Sekunden!

Peppi macht mit Feuereifer alle Lehrgänge mit, die ihm irgendwie zugänglich sind. Vergangenes Jahr war er siebenundzwanzig Tage auf Ausbildung. Zum Bergsteigen blieb ihm gar keine Zeit mehr. Aber das hat er nicht vermißt.

Auch auf einfachen Fußwanderungen hat Peppi immer einen Riesenrucksack dabei. Da ist lauter absolut notwendige Ausrüstung drin. Zum Beispiel ein Minizelt, ein Kurzwellensender mit Solarbatterie, ein Spezialpickel, den man auch als Regenschirm, als Angel oder als Schaufel verwenden kann, außerdem Notproviant für vier Tage, natürlich auch immer ein Seil samt Haken, Klemmkeilen, Rurps und Firnankern (kann man doch nie wissen, ob der Weg einmal abgerutscht ist oder vereiste Stellen vorkommen).

Touren mit Peppi zusammen sind außerordentlich lehrreich. Auf Schritt und Tritt erfährt man, wie leichtsinnig man ist, wie rückständig und wie miserabel ausgerüstet. Man kommt schließlich zu der Einsicht, daß es ein unwahrscheinlicher Glückszufall ist, daß man noch unter den Lebenden weilt.

Peppi ist stolz darauf, daß auf den von ihm ausgetriebenen Führungstouren noch nie das kleinste passiert ist. Es kann da aber auch gar nichts passieren. Die Tou-

ren finden nämlich niemals statt. Da ist immer ein Umstand, der zu ernsthaftesten Bedenken Anlaß gibt: Das Azorenhoch ist noch nicht hundertprozentig aufgebaut, die Wege sind feucht vom tags zuvor gefallenem Regen, der letzte Schnee ist noch nicht ganz abgetaut...

An einer Wochenendklettertour hat Peppi vierzehn Tage lang den intensivsten Genuß. Zehn Tage lang studiert er jeden erreichbaren Kletterführer, jeden verfügbaren Bildband. Dementsprechend exakt vermag er seine Kletterausrüstung zu planen: für jenen Quergang einen 12-Zentimeter-V-Profil-Haken, für den Riß einen Klemmkeil (Hexentric), 22 mm, für das Abseilköpfli eine Bandschlinge, 37 cm Durchmesser, und so fort. Der Nahrungsmittelbedarf wird präzise ermittelt (natürlich in Joule) und optimal aufgeteilt in Kohlehydrate, Eiweiß und Fette. Als Getränk kommt nur Elektrolyt in Frage, doppelt mineralisiert. Für diese Materialvorbereitungen setzt Peppi zwei Tage an. Einen Tag benötigt er für die Erstellung einer präzisen Anstiegsskizze. Man könnte ja in den totalen Nebel kommen! Wegdistanzen werden auf den Meter exakt berechnet, Marschzahlen ermittelt, Neigungswinkel errechnet, Anstiegsminuten addiert und Höhenprofile maßstabsgerecht angefertigt.

Über diesen theoretischen Vorbereitungen vergißt Peppi keineswegs das körperliche Training. Täglich absolviert er einen Waldlauf, wobei er eine Bleiweste trägt, deren Gewicht genau dem vorausberechneten Rucksackgewicht entspricht. Natürlich läuft er in Bergschuhen. Abends und morgens macht er Muskelübungen, in denen er die Bewegungen simuliert, die an den Schlüsselstellen der jeweiligen Tour zu vollziehen sind.

Der Tag der Tour ist schließlich da. Es gießt in Strömen. Peppi ist heiter: Kann er sich doch nunmehr an jenem Bericht über die Transpirationseigenschaften von Bergsokken delektieren, der ihm gestern in die Hände gekommen ist.

II Der Leistungsfetischist

Helmut ist eine stramme Erscheinung: sehnig, immer braungebrannt und mit muskelstrotzenden Waden. Ja,

diese Waden. Denen sieht man es an, daß sie einen strategischen Körperteil ihres Besitzers darstellen.

Der Helmut ist ein leidenschaftlicher Sammler. Ein Gipfelsammler. Seine Bergfahrten plant Helmut immer so, daß pro Tour möglichst viele Gipfel mitgenommen werden können. Ohne Zugabe tut er es nicht. Eines Tages berichtete mir Helmut ganz euphorisch: „Du, ich habe am Wochenende die Tour meines Lebens gemacht! Denk dir, in eineinhalb Tagen fünf Viertausender!“

„Wie hast du denn das gemacht?“ Ich vernahm nun, daß Helmut den Monte-Rosa-Stock überschritten hatte. Dabei werden tatsächlich fünf benannte Punkte über der Viertausendergrenze berührt. Einfach sagenhaft!

Für jede längere Bergfahrt setzt sich Helmut vorweg ein Mindestgipfelsoll. Das wenigste sind zehn Gipfel in sechs Tagen. Dieser Sollwert ist aber eigentlich nur dazu da, um möglichst hoch überschritten zu werden. Nur im Übersoll liegt für Helmut das Glück.

Ich habe mit Helmut bislang nur eine einzige Tour unternommen. Um es richtig zu sagen: Es war nur der Anfang einer Tour. Vom Parkplatz weg zischte Helmut im Sturmschritt los, ich wollte mich nicht blamieren und hielt mit. Als ich einmal ein Foto machte, war er mir im Nu zweihundert Meter voraus, meine Bitte um einen kurzen Halt hatte er geflissentlich überhört. Und als ich dann etwas später wegen eines menschlichen Bedürfnisses das Rennen abermals kurz unterbrach, da war Helmut verschwunden. Ich traf ihn erst abends zu Hause wieder. Er entschuldigte sich, er sei heute so prächtig in Form gewesen. Er habe auch tatsächlich den sektionsinternen Rekord für jenen Gipfel um volle elf Minuten unterbrochen. Dies wäre natürlich mit Fotografieren, Landschaft betrachten, Vespere und Zeitversäumnis wegen menschlicher Bedürfnisse niemals möglich gewesen. Ich sah es ein und gratulierte zum Erfolg. Das Dumme an der ganzen Geschichte ist nur, daß Helmut seitdem in der Sektion verbreitet, ich sei ein hoffnungsloser Lahmian. „Stellt euch vor, der kam erst auf dem Gipfel an, als ich schon längst wieder auf der Heimfahrt war!“ Daß es mir einfach Spaß macht, mich zwi-

schendurch umzusehen und gemütlich Brotzeit zu machen, glaubt mir der Helmut nicht. Er hält das für die faule Ausrede eines Schwächlings. Im stillen denkt er sich: Der kann halt nicht schneller! und er ist stolz darauf, daß er diese Herumsteherei und Herumsitzerei unterwegs nicht nötig hat.

Die Berge sind für Helmut vor allem dazu da, um offizielle Gehzeiten zu unterbieten. Er wandert immerfort mit Blick auf die Uhr. Eines seiner liebsten Spiele in den lichten Höhen heißt: Um wieviel war ich heute schneller als die offizielle Zeit?

Helmut ist ein sehr wählerischer Alpinist. Er besteigt keineswegs jeden Berg. Ein Gipfel muß schon einen bekannten Namen haben, damit ihm Helmut die Ehre antut. Der Helmut legt nämlich großen Wert darauf, daß auch andere seine Spitzenleistungen zu würdigen wissen, und dazu eignen sich eben nur bekannte (und möglichst hohe) Bergziele. Eigentlich ist es verwunderlich, daß der Helmut so sehr auf bergsteigerische Selbstbestätigung aus ist. Er hat es beruflich weit gebracht, hat eine fesche Frau und ist Besitzer eines schönen Hauses. Irgendwie muß er in allem, was er tut, vorne dran sein.

Wenn Helmut von seinen Touren erzählt, dann hört man fast nur Zahlen. Etwa so: „Sind im Dauphiné gewesen. In sechseinhalb Tagen drei Viertausender und sieben Dreieinhalbtausender gemacht. Insgesamt fünfzehntausendzweihunderteinunddreißig Höhenmeter geschafft. An der Meije haben wir eine Superzeit von drei Stunden und siebzehn Minuten hingelegt. Die Gruppe mit Schorsch letztes Jahr hat eine Stunde mehr gebraucht. Das wird denen stinken!“

Helmut betrachtet alle anderen Menschen im Gebirge als Konkurrenten, seine Kameraden eingeschlossen. Jedem, der mit ihm geht, muß er es „zeigen“. Helmut's größte alpine Lustbarkeit ist das Überholen. Sobald er am Berg irgendwen vor sich sieht, schießt er ab wie eine Rakete. Nach einer Tour präsentiert er die Zahl der jeweils „Kassierten“ wie ein siegreicher Sioux die Skalps seiner Feinde nach ergiebiger Schlacht.

Ich möchte den Helmut nicht erleben, wenn der einmal vor dem Gipfel umkehren muß. Bisher ist er jedenfalls noch niemals umgekehrt. Gewitter, Schneesturm und verstauchte Knöchel halten ihn nicht ab. Das sind für ihn Kleinigkeiten gegenüber dem Frust, nicht oben gewesen zu sein.

So eilig es Helmut unterwegs stets hat, ein Foto macht er immer. Das Gipfelfoto. Als Beweisdokument. Für alle Fälle.

Seit ein paar Tagen ist der Helmut unglaublich grantig. Was ist passiert? Bei der Tour am letzten Sonntag hat sein Ältester den Gipfel fünf Schritte vor ihm erreicht. Das erste Mal...

III Der Extreme

Hugo ist ein wortkarger und in sich gewandter Mensch. Es ist schwer, mit ihm warmzuwerden. Das einzige Thema, über das Hugo von sich aus mehr als drei Sätze verliert, das sind die Berge. Die Berge sind Hugos Lebens-thema, die Achse seiner Existenz.

Von Beruf ist Hugo Lehrer, Fachlehrer für Werken und Sport. Er mag seinen Beruf nicht. Schon als er zu studieren anfang, war es ihm bewußt, daß ihm das Lehrersein nicht liegen würde. Trotzdem hat er diesen Beruf gewählt, weil er drei Monate Urlaub gewährt: drei Monate für die Berge!

Der Hugo hat schon zwei schwere Abstürze hinter sich, eigentlich kein Wunder bei den mehr als tausend Bergfahrten, die er in zehn Jahren zusammengebracht hat. Das letztmal lag er ein halbes Jahr mit schweren Brüchen im Krankenhaus. Die lange Zeit im Bett hat sich der Hugo damit verkürzt, daß er eine große Andenfahrt ausheckte, mit diversen schwierigen Neubegehungen. Noch auf dem Krankenlager begann er mit dem Krafttraining. Sechs Wochen nach seiner Entlassung turnte er trotz grimmiger Schmerzen über die Eisgrate der Cordillera Blanca.

Seit vier Jahren trägt der Hugo einen ätzenden Gram in der Seele. Nein, keine Frauengeschichte. Es ist wegen der Matterhornnordwand. Genauer: wegen der letzten

sechzig Meter der Matterhornnordwand. Die hat der Hugo nämlich seinerzeit wegen eines verheerenden Wettersturzes nicht mehr hinter sich gebracht. Er mußte zum Hörnli-grat hinüberqueren und schleunigst hinab. Es war eine Winterbegehung, im Sommer ist ja die Matterhornwand heute eine Allerweltstour. Der Hugo ist seitdem Winter für Winter auf dem Sprung, um die Wand noch einmal und diesmal vollständig zu packen. Die Verhältnisse waren jedoch immer schlecht. Inzwischen geht es dem Hugo ans seelische Mark, daß er, der erprobte Sechsermann, noch nicht sagen kann: „Ich habe die Matterhornnordwand gemacht, natürlich im Winter.“ Ohne die letzten Meter gilt's halt nicht. Und wenn nur der letzte Schritt zum Gipfel gefehlt hätte, es hätte nicht richtig gegolten.

Der Hugo verdient ganz gut. Das sieht man ihm aber nicht an. Er kommt immer etwas schäbig daher. Er hat auch nur eine ganz winzige Wohnung, und er fährt immer noch den zerkratzten VW aus seiner Studentenzeit. Der Hugo kann sich tatsächlich fast nichts leisten – außer seiner Bergsteigerei. Die verschlingt nämlich ein Heidengeld. Für einen Alpin-Topmann wie Hugo ist das Bergsteigen heute eine unheimlich kostspielige Sache. Yosemite, die Anden, Patagonien, Kilimandscharo, Pakistan, nein, da kommt keiner, dem sein bergsteigerischer Ruf etwas bedeutet, drum herum. Und dem Hugo bedeutet sein bergsteigerisches Renommee bei aller sonstigen Bescheidenheit sehr viel. Wenn ihn im Beruf die Kollegen überflügeln, macht ihm das wenig aus. Aber als Bergsteiger, da will er unbedingt ganz vorne sein, ein Elitemann.

Hugo steht bestimmt hundertmal im Jahr auf einem bedeutenden Gipfel. Das reicht ihm aber nicht. Wenn er nach mehrwöchiger Bergfahrt in der Nacht des letzten Urlaubstages heimbraust, dann denkt er schon wieder ans kommende Wochenende und was er da unternehmen will. Auch wochentags sind die Berge in Hugos Dasein allgegenwärtig. Am Morgen: spezielles Muskeltraining. Mittags: ein Zehnkilometerlauf bei jedem Wetter. Abends: abermals Fitneßtraining, zur Entspannung dann Führer- und Kartenstudium. Jede zweite Nacht verbringt Hugo im

Schlafsack auf der Steinterrasse vor dem Haus, auch im Winter. Vor schweren Touren nächtigt er mehrmals biwakmäßig in den Ästen des Tannenbaums im Garten. Hugos Speiseplan ist karg und ganz auf die Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit abgestellt. Alkohol lehnt er ab.

Manchmal stelle ich mir Hugo in einem Mönchsgewand vor. Er würde gut hineinpassen, der unbeirrbar Asket. Ein ganz strenger Orden müßte es aber sein, der dem Hugo das allerletzte abverlangt und noch etwas mehr. So einen strengen Orden gibt's vielleicht gar nicht. Der Hugo ist schon sehr einschichtig, bergeinschichtig. Doch irgendwie bewundere und beneide ich ihn auch wegen der immensen Energie und Zielstrebigkeit, die er in dieser Einschichtigkeit an den Tag legt.

Eine Zeitlang hatte Hugo eine Freundin, ein gestandenes Bergsteigermädel selbstverständlich. Die Leni war wirklich eine gute und begeisterte Bergsteigerin, aber auf Hugos A-3-Touren konnte sie einfach nicht mithalten. Weil aber der Hugo ausschließlich ganz schwere Touren macht, mußte die Leni am Wochenende immer alleine daheimbleiben. Das gefiel ihr auf die Dauer nicht, und sie sagte dem Hugo ade. Der Hugo hat das damals wirklich schwergenommen. Aber beim Bergsteigen zurückstecken? Im Leben nie!

Die Berge gehen beim Hugo einfach über alles. Über Liebschaften und auch über Kameradschaften. Wenn ein Kamerad ihm bei seinen oft sehr ehrgeizigen Plänen nicht mehr folgen kann oder mag, dann sucht sich der Hugo einen neuen Partner, oder er geht allein.

Hugo ist nicht der urige Naturbursche, als der er bei flüchtigem Hinsehen erscheint. Es ist eine eigenartige, versteckte Nervosität in ihm. Seine Bewegungen sind oft etwas hastig. Er kann schlecht längere Zeit stillsitzen. In seiner Sprechweise ist etwas Gepreßtes, Gehetztes. Am Berg jedoch ist Hugo die Gelassenheit in Person. Da ist er ganz anders. Mit großer Sicherheit und Eleganz bewegt er sich die Wände hinauf. Am Berg, da spürt man, ist er mit sich und der Welt ganz und gar eins.

VI Der gute Kumpel

Wo bleibt denn der Edi? Was ist mit dem Edi los? Warum ist der Edi nicht da? Jeder, der zum Sektionsstammtisch kommt, fragt nach dem Verbleib von Eduard, genannt Edi. Wer ist Eduard? Bei dem Träger dieses Namens handelt es sich um eine gänzlich unauffällige Person mittleren Alters. Eduard hat nur die eine nicht alltägliche Eigenschaft: Er ist immer da, bei jedem Treffen, bei jeder Tour. Mit Edis Anwesenheit kann man rechnen wie mit einem Naturgesetz. Darum die allgemeine Verwunderung, wenn er einmal fehlt. Das ist beinahe so, als wäre die Eckbank am Stammtisch plötzlich weg.

Edi ist ein angenehmer und friedlicher Kumpan. Die meiste Zeit ist er einfach still-freundlich dabei. Ab und zu überrascht er durch eine unvermutete Schlagfertigkeit. Wenn er gerade seine aufgeweckte Stunde hat, erzählt er hochkarätige Witze, lauter absolute Volltreffer. Er weiß immer neue, weil er ständig unter Leuten ist.

Mit Edi gibt es unterwegs nie Schwierigkeiten. Er funktioniert wie ein gepflegter Traktor. Meist marschier er irgendwo im vorderen Drittel. Nie an der Spitze, aber auch nie ganz hinten. Edi macht auch bei den Kletterfahrten mit, die zum Programm gehören. Dabei hat er zum Klettern keinerlei Neigung und auch kein Talent. Doch er möchte halt mit seinen Spezln zusammen sein, und wenn er sich dafür schinden muß bis zum Herzinfarkt.

Edi drängt sich nie vor, auf Tour nicht und auch nicht, wenn es Aufgaben zu übernehmen gilt. Edi hat die beneidenswerte Begabung, bei der Vergabe von Pflichten immer am besten wegzukommen. Wenn man ihn indes direkt um etwas bittet, so ist er stets gefällig. Edi erfreut sich rundum großer Beliebtheit, ohne daß er dafür einen Finger krumm machen muß.

Niemals würde es Edi in den Sinn kommen, alleine ins Gebirge zu gehen. Er hat mich neulich ganz konsterniert angeschaut, als ich ihm erzählte, ich sei übers Wochenende allein im Gebirge gewesen. „Was, ganz alleine!“ sagte er nur und sah mich dabei an, als wäre mit mir etwas Grundlegendes nicht in Ordnung. Damit Edi sich auf einer Tour

wohl fühlt, müssen es wenigstens vier Mann sein. Sonst bleibt er lieber zu Hause.

Edi gerät unterwegs schnell ins Schwitzen. Schon nach der ersten Viertelstunde läuft ihm der Schweiß in wahren Rinnsalen die Stirn und den Nacken hinab. Er setzt sich jedoch nie einen Sonnenhut auf, auch eine kurze Hose zieht er nicht an. Das kommt für ihn überhaupt nicht in Frage. Seine Kameraden tun es ja auch nicht!

Übrigens, in diesem Sommer wird Edi keinen Berg besteigen. Seine Kameraden haben sich nämlich in der Mehrzahl aufs Kajakfahren verlegt. Ganz klar, daß Edi sich auch ein Kajak anschafft. Im Augenblick absolviert er einen Wildwasserkurs, damit er in drei Wochen auf dem Verdon mit dabei sein kann. Unauffällig im vorderen Drittel, so wie immer.

V Der Führer

Von Theo kann man ohne Übertreibung sagen: Er ist der personifizierte Lebensgeist seiner Ortsgruppe. Theo hat, wenn man von seiner Tourenführertätigkeit einmal absieht, keine offizielle Funktion in der Vereinshierarchie. Dennoch ist er der Motor, der alles in Gang hält. Wo immer in der Ortsgruppe etwas geschieht, laufen die Fäden über Theo. Theo ist allgegenwärtig, im übertragenen wie auch im wörtlichen Sinn. Wann auch immer ein paar Leute aus dem engeren Kreis der Ortsgruppe zusammenkommen, ist Theo mit zugegen. Er weiß einfach alles, was im Verein so läuft, fast so wie der Große Bruder in George Orwells bekanntem Roman.

Theo weiß nicht nur am besten Bescheid, er tut auch am meisten. Er entwirft das Tourenprogramm und leitet selbst einen Großteil der Ausfahrten. Er besucht laufend Fortbildungen und führt selbst Kurse durch. Er ist sich für keine Arbeit zu gut. Wenn auf dem jährlichen Sektionsfest hinterher niemand zusammenkehren will, dann tut's der Theo. Wenn der Bücherwart krank ist, wer springt dann ein? Natürlich der Theo.

Unterwegs im Gebirge ist man bei Theo in den allerbesten Händen. Da weiß man: Wenn etwas passiert, der tut alles für mich. So hat der Theo, wie dazumal der heilige

Christopherus, kürzlich einen verunglückten Tourenteilnehmer auf seinem Rücken den halben Weg von der Wildspitze herabgetragen. Er ist auch schon einmal eine ganze Nacht bei einem Verletzten in einer Gletscherspalte gesessen, bis anderntags die Rettungsmannschaft kam.

Manchmal, wenn er recht viel am Hals hat, brummt der Theo: „Ich bin doch der Dackel für jeden!“ So ganz ernst ist das freilich nicht gemeint. Denn Theo weiß sehr gut, daß er gerade wegen seines Engagements der ungekrönte Herrscher der Ortsgruppe ist. Er ist der fleißigste Diener und Arbeiter des Vereins und deswegen die Hauptfigur, der mächtigste Mann. Er betrachtet dementsprechend die Ortsgruppe als „seinen“ Betrieb, und einen Großteil der Mitglieder kann man füglich als Theos Gemeinde, um nicht zu sagen Untertanenschar, titulieren.

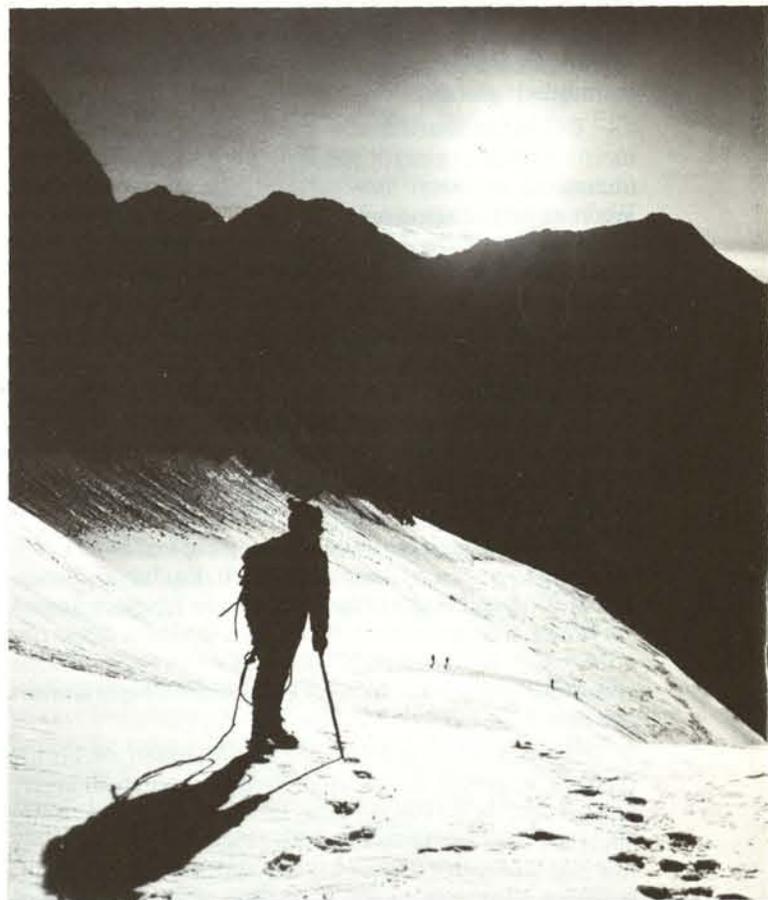
Aus seinem aufopfernden Engagement leitet Theo einen Anspruch auf absoluten Gehorsam ab. Widerspruch verträgt er außerordentlich schlecht, etwa nach der Devise: Ich tu am meisten für euch, also seid ihr dafür wenigstens still! Solche Erfindungen wie Demokratie und Gruppenentscheidung hält der Theo im Bergsteigerbereich für einen totalen Schmarren (was er allerdings nur im engsten Kameradenkreis laut ausspricht). Wozu gibt es denn – so Theos Ansicht – Experten wie ihn, die einfach einen besseren Durchblick haben als die anderen? Und überhaupt im Gebirge, da kann es doch nur einen einzigen Willen geben! Selbstverständlich ist dieser Einheitswille Theos Wille, wenn er mit von der Partie ist. Wer das nicht begreift, bekommt den Laufpaß.

Auch wenn er an der Führungstour eines anderen teilnimmt, gibt Theo alsbald den Ton an. Er kann einfach nicht anders.

Ein Wörtlein darf man in Theos Gegenwart nicht aussprechen. Das Wörtlein ist ein Name und heißt „Sepp“. Wenn Theo diesen Namen hört, wird er fuchsteufelswild. Wer ist Sepp? Das ist die vereinsinterne Konkurrenz von Theo. Auch einer, der sehr viel tut und eine Anhängerschar hat. Auch so ein Diener-Fürst wie Theo. Die beiden sind einander spinnefeind. Glücklicherweise meiden sie einan-

der wie die Pest, sonst könnte es sein, daß die Fetzen fliegen. Der Kampf wird indirekt ausgetragen: Wer hat bei seinen Führungstouren die meisten Leute? Wem gelingen die besten Gipfel? Wer setzt bei den Vorstandswahlen seine Leute durch?

Wo solche Führer wie Theo sind, da ist was los. Im guten und manchmal auch im problematischen Sinn.



Klettergebiete unserer näheren Umgebung

Gebts Rauch

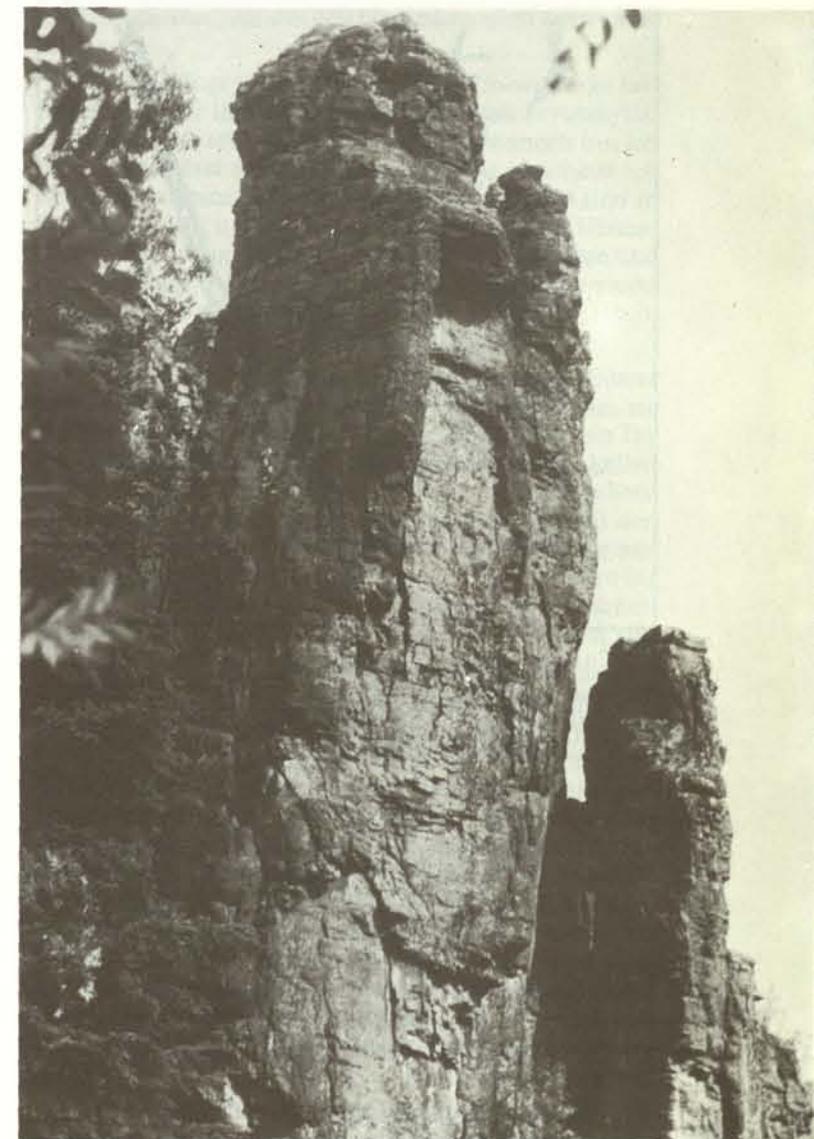
Nehmen wir einmal eine Landkarte, einen Zirkel und machen um Ettlingen einen Kreis von ungefähr 35 km Radius. Dann sieht man, daß sich in unserer näheren Umgebung die besten Möglichkeiten, sich fit zu halten oder auf größere Bergfahrten in die Alpen oder gar Unternehmungen in außereuropäischen Ländern vorzubereiten, bieten. Einige in der Sektion haben das schon bewiesen.

Fahren wir 20 km Richtung Südwest, so gelangen wir in ein Klettergebiet, das man – ohne zu übertreiben – eines der Schönsten der außeralpinen nennen darf: Der Battert. Ein Gebiet, das weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist, wie man Wochenende für Wochenende an den Autonummern erkennen kann. Allein schon der Ausblick über Baden-Baden bis hin zur Hornisgrinde, vom oberen Felsenweg oder der Felsenbrücke, ist schon einen Ausflug wert.

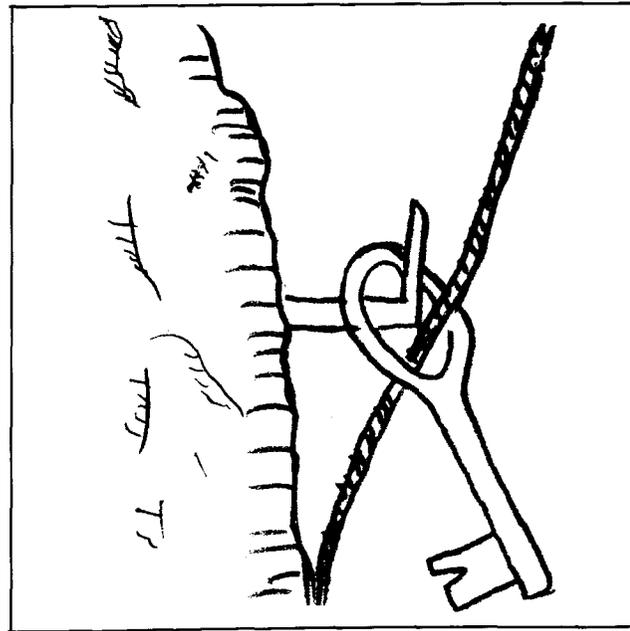
Kletterern bieten die Felsen alle Möglichkeiten, ihr Können zu verbessern. Von der leichtesten, bis hin zur schwierigsten Kletterei, alles kann man hier vorfinden. Für den Battert gibt es einen Kletterführer von Eckehard Herbst, Sektion Baden-Baden.

Nach der Erschließung im Jahre 1880 und 1918-1920 erfuhr der Battert um die Jahre zwischen 1943-1950 seine dritte Erschließungsperiode. Aus dieser Zeit können wir auch einen Namen aus unserer Sektion nennen: Karl Gottmann. Heute sind an die 200 Touren bekannt.

Wenn wir weiter in die Wolfsschlucht, durch das Murgtal, die alte Stadt Gernsbach nach Lautenbach fahren, sehen wir schon bei der Einfahrt nach Lautenbach eine Felsengruppe: die Lautenfelsen.



Battert, Cima della Madonna



Techn.

Hilfsmittel bei der Erstbegehung vom »Südstädter Weg« in Lauterbach

Über diese Felsen gibt es geschichtliches sehr wenig, fast gar nichts zu sagen. Und doch haben sie einen besonderen Reiz. Die Felsen, die ungefähr 40 Anstiege haben, wurden von den Erschließern in drei Gruppen eingeteilt: der große Lautenfelsen, die hintere Gruppe und der kleine Lautenfels, der durch eine kurze Schlucht vom eigentlichen Massiv getrennt steht. Erst in den Jahren nach 1941 kamen einige Jugendliche aus Karlsruhe in dieses Gebiet, um sich an den dortigen Felsen zu versuchen. Dies waren die Sektionsmitglieder Werner und Rudolf Krah, die die erste Tour – den Südstädter Weg – 1942 in den Felsen durchstiegen. Mit schon damals einfachsten Mitteln: Offene Mauerhaken, große Schlüssel als Karabiner und Wäscheleinen.

Nach dem letzten Krieg wurde es schwer, in die Klettergärten nach Herrenalb, Lautenfelsen oder Battert zu

kommen, da Karlsruhe und Ettlingen zur amerikanischen Zone, die Felsen aber zur französischen gehörten. Desöfteren haben sich die Kletterer nachts durch Wälder und Felder an den Posten vorbeigeschlichen, um ihrem Hobby nachzugehen, da man, um Klettern zu gehen, von keiner Behörde einen Passierschein bekam.

Gehen wir weiter von Lautenbach nach Loffenau, übers Käppele nach Herrenalb, fahren durch in Richtung Ettlingen, so sehen wir links Felsen: Die Falkenfelsen. Eine Felsengruppe aus Sandstein, die ebenfalls in drei Gruppen zerfällt. Die untere Gruppe bei der Ortschaft Kullenmühle, die Mittelgruppe, die etwas im Wald versteckt liegt und die obere Gruppe, die von der Straße her gut einzusehen ist. Auf der letztgenannten ist auch eine Aussichtsplatte, von der man ganz Herrenalb überblicken kann.

Die Kletterei an diesen Felsen erfuhr in den Jahren ab 1945 ihren ersten Aufschwung. Bis dahin gab es an den drei Felsgruppen ungefähr fünf bis sechs Kletterrouten. Heute sind es ungefähr vierzig. An der Erschließung der Felsen waren Karl Gottmann und die Brüder Krah maßgeblich beteiligt. Zu erwähnen sind hier auch die Falkenfelsen beim Sanatorium Bühler Höhe an der B 500, die auch KGB-Türme genannt werden. (Sie wurden von einer Gruppe, die sich Klettergilde Battert nannte, erschlossen.) Es sind reine Granitblöcke; und die Touren bewegen sich alle ab dem vierten Schwierigkeitsgrad aufwärts.

Einige Felsen, die keinen so großen Anklang bei den Kletterern finden, sollen hier noch aufgeführt werden. Hierzu gehören die Hofelsen unterhalb vom Mummelsee, die Falkenschrofen im Gottschlägtal, die Bärenfelsen zwischen Nickersberg und Schönbrunn, die Burgbergfelsen bei Schwarzenberg im Murgtal, die Rockertfelsen und Ulertfelsen bei Lautenbach sowie die Eckfelsen bei Oppenau.

Rudolf Krah danke ich für seine Mithilfe. Ohne ihn hätte ich diesen Beitrag nicht in dieser Form schreiben können.

Bergfahrten im Land der Mitternachtssonne

Karl Gottmann

Ein eisiger Süd Sturm empfängt mich auf den Höhen des Jostedalsbre, dem größten vergletscherten Gebirge des europäischen Festlandes, als ich im Juni das einsame, endlose Inlandeis zu durchqueren versuche. Stunden liegt das letzte, mannshohe Steinmal hinter mir. Nach Westen dehnt sich eine riesige, verschneite Eisfläche, hier und da von muldenförmigen Einsenkungen unterbrochen. Weit am Horizont eine Kette schwarzer Berge, die wie Wächter über das gewaltige Eis emporragen. Viele Stunden tragen mich die kurzen Sommerski durch eine grandiose Einsamkeit. Kein tierischer oder menschlicher Laut ist zu hören, nur der Sturm singt sein Lied und jagt den pulvrigen Schnee vor sich her. Um Mitternacht erreiche ich den höchsten Punkt des Jostedalsbre. Die Sonne steht fast im Norden, tief am Horizont. Ich sitze, in den Zeltsack eingehüllt, und erlebe das immer wieder faszinierende Schauspiel der Mitternachtssonne. Die Kälte treibt mich weiter, westwärts, einem fernen Ziel entgegen. Der Sturm von Süden nimmt an Heftigkeit immer mehr zu, dennoch kommen schwarze, drohende Wolken mit unheimlicher Geschwindigkeit genau von Norden. Ich entschließe mich, die geplante Durchquerung abzugeben und den Rückzug anzutreten. Zweiundzwanzig Stunden später erreiche ich am frühen Vormittag mein kleines Zelt in einem einsamen Tal. Das Wetter ist schlecht geworden. Der Sturm zerrt am Zelt und peitscht Regenschauer vor sich her. Oben in den Bergen tobt ein orkanartiger Schneesturm. Mit den Kleidern liege ich im Daunenschlafsack und versuche mich warmzuhalten. Jetzt allein dort oben auf den endlosen, eisigen Weiten

des Jostedalsbre, ich will den Gedanken nicht weiter ausführen.

Wenige Tage später führt mein Weg in die Berge Jotunheimens zur 1800 Meter hoch gelegenen Juvasshytta. Das Wetter ist etwas besser geworden, dennoch bin ich der einzige Gast auf der Hütte. Am Abend schaue ich noch einmal hinauf zu den Bergen, ihre Gipfel sind in Wolken gehüllt, und ein kalter Wind fegt von den Höhen. Am nächsten Tag ist das Wetter schlecht. Fünf Tage und Nächte tobt ein Schneesturm, und das Thermometer sinkt auf 10° unter Null. Es ist hier, Ende Juni, im Hochgebirge Norwegens, noch tiefer Winter.

Doch dann, nach langen Tagen, bricht die Sonne hervor. Die Berge erstrahlen im weißen Hermelin, sie sind überwölbt von einem tiefblauen Himmel. Jeden Tag bin ich viele Stunden unterwegs, bis spät in die hellen Nächte hinein. Viele Gipfel, die zum Teil seit Jahren nicht mehr besucht worden waren, konnte ich mit den Sommerski ersteigen. Die Abfahrten sind ein Schwelgen in herrlichem Frühjahrsfirn. Immer wieder locken bis weit in die Vegetationsgrenze hinabreichende Gletscherzungen zum Abfahren. Stundenlange Aufstiege in glühender Hitze folgen. Bald brachten mich Sonnen- und Gletscherbrand an den Rand der Verzweiflung. Erst ein Gesichtsschleier schafft etwas Besserung und läßt die flimmernde Hitze über dem glitzernden Neuschnee etwas erträglicher werden.

Zweimal stehe ich oben auf dem 2400 Meter hohen Gipfel des Galdhöppingen, Norwegens höchstem Berg. Weit reicht der Blick über Ketten schneebedeckter Berge. Ein Bild großartiger Wucht und Einsamkeit.

Westnorwegen. Tief ins Land eingeschnittene Fjorde, aus deren dunklen Wassern steile, düstere Granitflanken emporragen. 1600 Meter hoch ist der gewaltige Ostpfeiler des Trollryggen im Romsdal, nur wenige Kilometer vom Isfjord und dem kleinen Städtchen Andalsnes entfernt.

An einem herrlichen Sonnentag erreiche ich das Tal der Rauma und schaue hinauf zu dieser gigantischen

Mauer aus grauem Granit und schwarzen, wasserüber-
ronnenen Überhängen. Mit den Augen folge ich dem
Durchstieg, den ein Jahr zuvor zwei der besten norwegi-
schen Bergsteiger in 15-20-stündiger Kletterei gefunden
hatten.

Nach ein paar Tagen machte ich die Bekanntschaft
eines norwegischen Bergsteigers. Einige gemeinsame
Bergfahrten, und wir waren uns einig, einen Versuch zur
zweiten Begehung des Pfeilers zu unternehmen.

Früh um sechs sind wir am Einstieg. Schwarze, was-
serüberlappende Platten verlangen äußerste Vorsicht, sie
lassen uns nur langsam vorwärts kommen. Gegen Mittag
erreichen wir die erste überhängende Wandzone. Nach
einer Postkarte und einer kurzen Beschreibung suchen
wir unseren Weg durch die Überhänge. Eine 60 Meter ho-
he Wand, die von grasigen Rissen durchzogen ist, stellt
sich uns entgegen. Schlechtsitzende Haken und einige
Griffe bringen mich etwas höher. Bald bin ich am Ende
meiner Kunst. Wir müssen zurück, um es an einer ande-
ren Stelle zu versuchen. Immer wieder versperren uns
Überhänge den Weg. Wir verbringen Stunden mit dem
Versuch, über die unteren Wandzonen hinauszukom-
men. Am späten Abend entschließen wir uns zur Um-
kehr. Nun waren die Platten abgetrocknet, erstaunlich
schnell und leicht steigen wir hinunter zu den dschungel-
artigen Wäldern am Fuß der Wand. Als nachts dann ein
heftiger Regenguß einsetzt, und das Wetter sich in den
nächsten Tagen immer mehr verschlechtert, sind wir
froh, nicht den richtigen Weg gefunden zu haben. Ein
Rückzug aus dieser Wand bei schlechten Verhältnissen
dürfte kein besonderes Vergnügen sein.

Wir wollen aber, sobald das Wetter etwas besser ist,
einen neuen Versuch machen. Das Wetter bleibt weiter-
hin schlecht, und die Urlaubstage meines Freundes ge-
hen zu Ende. Ich selbst habe noch einige bergsteigerische
Ziele im Inselreich der Lofoten.

Nach endloser Fahrt, über staubige Schotterstraßen,
erreiche ich den Polarkreis. Wenige Tage später stehe ich
oben auf dem etwa 600 Meter hohen Hamarøy Skaft und

schaue über die grau-blauen Fluten des West-Fjord zu
den Bergen der Lofoten. Am anderen Tag bringt mich das
Schiff hinüber nach Svolvär, dem Hauptstädtchen der In-
seln.

In der Nähe eines kleinen Fischerdorfes schlage ich
mein Zelt auf. Bald bin ich umringt von der Dorfjugend.
Kochen, die Vorbereitungen für eine Bergfahrt, alles wird
von den Kindern mit neugierigen Augen verfolgt. Es
kommen ja höchst selten Bergsteiger und Touristen in
diesen einsamen Erdenfleck. Da sind diese Wenige eine
willkommene Abwechslung im Leben dieser Kinder.

Spät abends verlasse ich mein kleines Zelt und stei-
ge über steile Grashänge einer Schneerinne entgegen. Sie
zieht hinauf zum Gipfel des 1100 Meter hohen Higrast-
stind. Um Mitternacht stehe ich beim Gipfelsteinmann.
Kalt bläst der Wind von Süd-Westen und jagt Wolkenfet-
zen vom Atlantik herbei. Tief unter mir liegt das wildzer-
rissene Inselreich. Hunderte von Klippen und Schären ra-
gen aus dem Wasser. Grau, düster und drohend erscheint
diese Welt im fahlen Licht der Mitternachtssonne. Noch
einmal führt mein Weg zurück in die Berge Westnorwe-
gens. Dort, unweit Andalsnes, steht immer noch der ge-
waltige Ost-Pfeiler des Trollryggen und wartet auf eine
zweite Begehung.

Herrliche Tage verbringe ich bei norwegischen
Freunden in Andalsnes. Da begegne ich eines Tages ei-
nem deutschen Bergsteiger. Auch er wartet auf die Gele-
genheit, den Ost-Pfeiler zu besteigen. Es ist Manfred
Obst aus Hannover. Wir sind uns bald einig, gemeinsam
einen Versuch zu machen. Bei einem Bauern schlagen
wir unser Lager auf und warten auf besseres Wetter. Die
Menschen umgeben uns mit einer rührenden Gast-
freundschaft, so fällt uns das Warten nicht allzu schwer.
Bald ist das Wetter besser, und wir richten alles für die
Wand. Wir müssen mit einem Biwak rechnen, und so stei-
gen wir erst am Mittag ein.

Geneigte Platten, die zum Glück trocken sind, brin-
gen uns schnell hinauf zu jener Wand, die uns im Juli ein
energisches Halt entgegen stellte. Heute aber gehen wir

diese Plattenwand ebenso energisch mit Seil und Haken
an. Nach zwei Seillängen wird das Gelände etwas leich-
ter. Vielfach sind Graspolster, ja sogar ganze grasige Hän-
ge in die Felsen eingebettet. Doch bald erreichen wir wie-
der geschlossenen Fels. Ein gewaltiges, dreieckiges Dach
sperrt die ganze Wandzone. Dort links, der Riß, der durch
den Überhang emporzieht, das ist die Schlüsselstelle, un-
ser Weiterweg. Die Schwierigkeiten drängen uns weiter
nach links, zu einem anderen Riß. Zwei Haken helfen
über einen nassen Überhang. Da finde ich einen alten
Haken. Wir sind auf dem richtigen Weg. Eine schwierige
Querung nach links bringt uns zu einem gewaltig über-
hängenden Riß. Einige Haken und Seilschlingen sorgen
für Sicherheit. Bald ist ein kleiner Standplatz erreicht,
aber der Weiterweg ist ein großes Fragezeichen. Über uns
versperren glatte Überhänge die Sicht nach oben. Nach
rechts hinaus, in die freie Wand, zieht ein Riß, der von ei-
nem Graspolster und einer abgesprengten Platte beendet
wird. Langsam steige ich diesen schräg nach rechts em-
por. Unter mir ist Luft, sehr viel Luft sogar. Als ich am
Schluß des Risses die unter der Belastung fibrierende
Platte ergreife und sich gleichzeitig das Seil verklemmt,
da werde ich doch ein wenig nervös. Ein Schrei: „Seil
nachlassen“, dann ein kleiner Ruck am Seil, und ich liege
in einer grasbewachsenen Nische. Hastig geht der Atem.
Ich muß mich erst etwas beruhigen, bevor der Freund
nachkommen kann. Wenige Meter über uns beginnt die
große Graspalast, die uns weit in den linken Teil des Pfei-
lers hinaus bringt. Wir sind also auf dem richtigen Weg.
Haben aber die Schlüsselstelle, jenen engen Riß im gro-
ßen Dachüberhang, mit zwei schweren Seillängen links
umgangen. Vom Ende der Galerie geht es weit nach
rechts über steile, grasige Hänge und leichte Felsen zu ei-
nem großen Schuttband mit einem Schneefleck, unse-
rem ersten Biwakplatz.

Da wir durch schwere Rucksäcke nicht behindert
sein wollten, haben wir auf vieles verzichtet, was man in
den Alpen auf eine so große Felsfahrt mitnehmen würde.
Die Berge im Romsdal sind von einer so geringen Höhe,

daß Wetterstürze nicht solche Ausmaße annehmen wie
in den Alpen. Wir hatten nur das Allernotwendigste da-
bei, und so waren das Essen und die Vorbereitungen für
das Biwak schnell erledigt.

Bald lagen wir im Zeltsack auf den ausgelegten Seil-
schlingen. Tiefe, gleichmäßige Atemzüge verrieten mir
bald, daß mein Freund schlief. Der Nachtwind strich um
die Felsen über uns. Plötzlich zerbarsten einige Steine
auf unserem Schuttband. Sofort bin ich hellwach und lau-
sche hinauf in die Wand. Kein besonders schönes Gefühl,
wenn uns im Schlaf einige Steine auf die ruhenden Häup-
ter fielen. Doch es blieb ruhig, und bald sank auch ich hi-
nüber ins Reich der Träume.

Ein warmer Wind, der vom Meer graue Wolken
brachte, weckte uns. Der drohende Regen trieb uns zur
größten Eile. Bald wurden die Schwierigkeiten größer,
wir mußten langsamer gehen, und oft verlangten die glat-
ten Granitplatten größte Vorsicht. Später wurde das Wet-
ter besser, die Sonne kam durch. Doch unsere norwegi-
schen Freunde, die den Wetterbericht hörten und uns
vom Tal mit Ferngläsern vergeblich suchten, waren in
großer Sorge und versuchten, vom Fuße der Wand und
vom Gipfel Verbindung mit uns zu bekommen.

Die Schwierigkeiten des Zurechtfindens in dieser
gewaltigen Wand waren außerordentlich groß. Oft muß-
ten wir viele Meter zurückklettern, weil der eingeschlage-
ne Weg nicht weiterführte. Am Nachmittag gelangten wir
schließlich zu einer senkrechten Platte, über die ich nicht
hinauf kam. Einige Versuche scheiterten. Da ich nur
schlechtsitzende Haken unter mir hatte, wollte ich nichts
riskieren. Ich hatte einen toten Punkt. Kein Wunder,
wenn man schon über einen Tag nichts rechtes gegessen
hat und schon zehn Stunden geklettert ist. Als letzten
Ausweg, um über diese Stelle hinwegzukommen, gab es
nur eine Möglichkeit, einen Steigbaum zu machen. Ich
ließ den Freund nachkommen, er stieg dann auf meine
Schultern und meinen Kopf. Unterstützt von meinen
Händen gelang es ihm, diese Platte zu überwinden. Bald
danach hatte auch ich diese Stelle überwunden. Noch-

mals war ein schwieriger, überhängender Riß und eine kurze Wandstelle zu überwinden. Nun folgten mehrere Seillängen geneigtes Gelände, das aber besonders gefährlich war. Überall lag feiner Schutt, und viele Gras- und Humuspolster bedeckten den Fels. Möglichkeiten, Sicherungshaken zu schlagen, waren nicht vorhanden. Nur langsam und vorsichtig kamen wir weiter. Wir strebten der gewaltigen Gipfelschlucht zu, die zur Schulter am Trollryggen hinaufzieht. Aber nochmals sperrt ein Steilaufschwung den Zugang zur Schlucht. Zwei Seillängen, die mir in Erinnerung bleiben werden. Ein schräger Rißkamin, der zum Teil mit dicken Graspolstern gefüllt ist. Bis zu den Ellenbogen sind die Hände im lehmigen Erdreich vergraben, um Halt zu finden.

Bald war die Schlucht erreicht. Es gab hier Schneewasser, so daß wir unseren Durst löschen und den ärgsten Schmutz von den Händen waschen konnten. Im letzten Licht des Tages, es war ja Anfang August, und da beginnt die Dunkelheit wieder ihren Einzug zu halten, erreichten wir den Schluchtgrund. Wir sahen sofort, daß die Schlucht selbst den Weg nach oben nicht frei gab, also mußten auch wir, genau wie die Erstbegeher, der linken Begrenzungskante folgen. Es war schon völlig dunkel, als wir einen kleinen Vorsprung, am Beginn der Kante, erreichten, der für ein Biwak geeignet war. Einige Haken sorgten dafür, daß im Schlaf keiner von uns hinunterfallen konnte. Das Nachtmahl, das aus stark verdünntem Tee und etwas Dörrobst bestand, war bald beendet.

Die kurze Nacht war schnell vorüber. Früh um vier Uhr begannen wir, unsere steif gewordenen Beine durch Massage gelenkig zu machen. Der Blick aus dem Zeltsack zeigte uns einen grau verhangenen Himmel. Der Gipfel des Store-Trolltind war in Wolken gehüllt, und tief unten im Romsdal hingen, wie Wattebüsche, Wolken an den Bergflanken zu beiden Seiten des Tales. Für uns begann damit wieder die Sorge um das Wetter.

Die ersten Seillängen nach dem Biwak begannen mit schwerer Kletterei. Senkrechter Fels führte empor zu einer gewaltigen, etwa 50 Meter hohen, abgesprengten

Platte. Vom höchsten Punkt dieser Platte brachte uns ein Spreizschritt zurück an die Wand. Ein schwieriger Quergang folgte. Danach wieder Risse, die steil nach oben führten. Immer wieder schaute ich hinauf zu den wolkenverhangenen Gipfeln und hinüber zum Romsdalahorn, an dessen Gipfel ich unsere eigene Höhe abschätzte. Es vergingen noch Stunden, ehe wir nach rechts in die Schlucht hineinqueren konnten. Noch zwei leichte Seillängen; bei den letzten Metern begann es zu regnen. Der Freund war bald bei mir. Im strömenden Regen, eingehüllt in Wolken, gaben wir uns die Hand. Die zweite Begehung des Trollryggen Ost-Pfeilers war uns in einer Kletterzeit von 32 Stunden gelungen. 48 Stunden verbrachten wir in der Wand und nun beim Abstieg, über Geröllhalden und Schneeflecke, durchweichte uns der Regen. Er konnte uns aber nichts mehr anhaben. Nach kurzer Zeit erreichten wir die kleinen Häuschen am Trollstiegen, wo ich eine junge Norwegerin kannte. Sie schaute uns wie Fabelwesen an, als wir erzählten, wo wir die letzten drei Tage waren. Gegen Abend brachte uns dann ein Auto zurück ins Romsdal, wo wir nach Überqueren einer schwankenden Hängebrücke wieder unser Lager beim Bauernhof Fiva erreichten. Um Essen brauchten wir uns an diesem Tag keine Sorge zu machen, wir wurden überall eingeladen.

Auch unser norwegischer Freund, der Bergsteiger Arne Randers Heen, der einer der Erstbesteiger des Ost-Pfeilers ist, hatte uns am nächsten Tag nach Andalsnes eingeladen. In dem Städtchen war ein kleiner Aufruhr, als wir dort auftauchten. Wir erlebten unser erstes Zeitungsinterview, und überall wurde uns gratuliert.

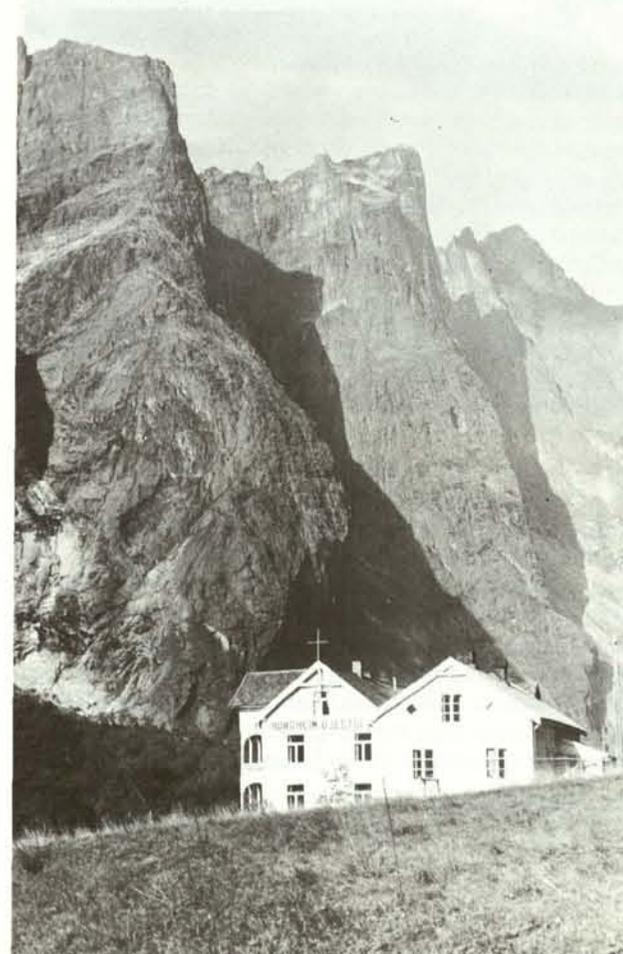
Die Berge hüllten in diesen Tagen ihre Häupter in graue Wolken, so, als schämten sie sich für die beiden Erststeiger des Trollryggen, die sich nicht ganz ohne Stolz in Andalsnes herumtrieben.

Im strömenden Regen verließ mich Tage später mein Freund. Ich war wieder allein. Bald führte mein Weg zurück nach Oslo und nach Grimstad an der Südküste Norwegens. Herrliche Tage erlebte ich bei sonnigem Wetter am Strand. Der Abschied rückte näher. Drei Mo-

nate voll großartigem Erleben im Land der Mitternachts-sonne lagen hinter mir.

Wehmütig stand ich am Heck des Schiffes, das mich zurückbrachte. Die Küste Südnorwegens versank im Dunst. Die Weite des Meeres nahm uns auf. Am Mast wehte die Flagge des Gastlandes, das mir zur zweiten Heimat geworden ist. Die Flagge Norwegens.

Trolltinde, Norwegen



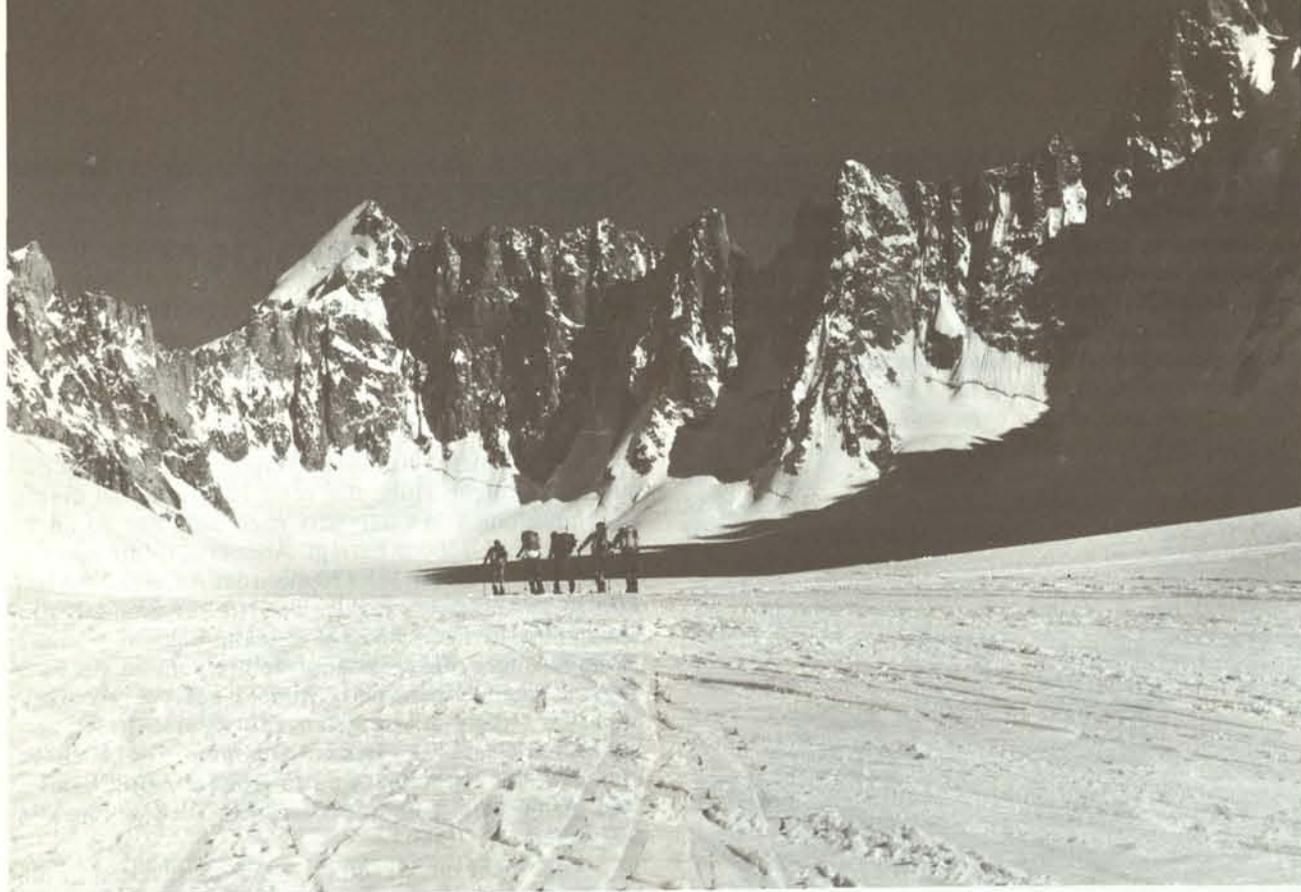
Skibergsteigen – Eindrücke von der Haute Route

Werner Hertrampf, Thomas Käußl

Irgendjemand hat einmal ausgerechnet, daß die durchschnittliche Höhe der zehn Pässe, die bei dieser Durchquerung von Chamonix nach Saas Fee zu überschreiten sind, 3300 m beträgt. Aber erst, wenn man bedenkt, daß von diesen zehn Jöchern der Adlerpaß mit fast 3800 m der höchste und das Fenêtre du Chamois mit knapp 3000 m das niedrigste ist, dann beginnt man die Anforderungen, die diese Tour stellt, zu ahnen. An zwei Tagen ist man beinahe neun Stunden unterwegs, um zur nächsten Unterkunft zu gelangen. Oft erschweren zerklüftete Gletscher die langen Abfahrten. Die Abstiege vom Col du Chardonnet und vom Fenêtre du Chamois sind häufig vereist und erfordern die Verwendung von Steigeisen.

Aber nicht nur wegen ihrer Schwierigkeiten ist die Haute Route zum Traum der Skibergsteiger geworden. Fast jeden Tag spürt man, wie groß die Berge dort sind. Das fängt beim Col du Chardonnet an, wo das erste Mal der Combin zu sehen ist. Hat man den Col du Mont Brule erreicht, dann hält man zunächst inne. Unvermutet sind die Gletscher des Valpelline, gekrönt vom Dent d'Herens, zu sehen. Viele Bergsteiger kommen immer wieder, um die Haute Route ein zweites oder gar ein drittes Mal zu begehen.

Wenn wir im folgenden von der Haute Route erzählen, dann beabsichtigen wir nicht, streng chronologisch den Ablauf der einzelnen Tourentage wiederzugeben. Wir wollen lieber Eindrücke von einigen Abschnitten, die uns besonders in Erinnerung geblieben sind, wiedergeben.



Haute Route, im Argentière-Becken

2. Tag: Argentière - Bourg St. Pierre

Dieser erste Abschnitt der Haute Route führt gleich über drei Jöcher. So als Vorgeschmack auf alles weitere. Um drei Uhr morgens weckt der Hüttenwart. Was ist am Bergsteigen so schön, wenn man immer so früh raus muß. Aber es hilft nichts. Wir müssen den Bus, der mittags in Champex abfährt, erreichen, damit wir abends in Bourg St. Pierre sein können. Eine Stunde später stehen wir unten auf dem Gletscher und beginnen mit dem Aufstieg zum Col du Chardonnet. Vom gestrigen Tag, an dem wir uns zur Hütte hinaufgeplagt hatten, spüre ich gar nichts mehr. Jeder Schritt fällt in dieser klaren Morgenluft

leicht. Hinter uns beleuchtet die Sonne schon die Grands Montets. Sie scheint auch in die Scharte, die wir bald erreicht haben. Zum Greifen nah liegen die Berge, die den Saleinagletscher umfassen. Im Osten erkenne ich den Grand Combin. Der Abstieg vom Joch, der manchmal vereist ist, bietet heute gar keine Schwierigkeiten. Eine kurze Abfahrt bringt uns zu einer Mulde, durch die wir zum Fenêtre de Saleina aufsteigen müssen. Heute fällt alles leicht. Bald sind wir an der schmalen Einschartung, die wie eine Lücke in der Felsmauer aussieht.

Hier halten wir uns gar nicht lang auf, wir wollen ja Zeit gewinnen. So sind wir die ersten, die über den

Trientgletscher zum Fenêtre du Chamois weiterfahren. Hier liegt frisch gefallener Schnee. Er glitzert und funkelt in der Sonne, und ich gleite mitten hindurch. Ich drehe mich um, schaue zum Werner hinauf und winke ihm zu. Alles ok? Ja. Und wieder gleite ich durch die funkelnde Weite.

Das Fenêtre du Chamois ist eine schmale Scharte, in die man heute vom Trientgletscher gut hineinfahren kann. Auf der anderen Seite zieht sich ein steiles Couloir ins Val d'Arpette hinunter. Obwohl reichlich Schnee liegt, halten wir es doch für besser, die ersten 40 Meter abzuseilen. Zuerst fährt Werner hinunter, dann prüfen wir, ob sich das Seil gut abziehen läßt, bevor ich nachfolge. Wir müssen noch ein Stück weiter absteigen, bis endlich die Rinne zum Abfahren breit genug ist. Es reizt mich, dieses Couloir so richtig auszukosten, einen Schwung an den anderen zu reißen. Aber schon bald spüre ich, daß der schwere Rucksack recht eigenwillige Vorstellungen über die einzuschlagende Richtung hat. Werner, der die Abfahrt in diesem knietiefen Schnee mit Schrägfahrt und Spitzkehre bewältigt hat, wartet schon weit unten auf mich. Also quere ich bei der ersten Möglichkeit aus dem Couloir hinaus und gelange dann rasch zu ihm. Vor uns liegt das lange Val d'Arpette, in das wir die Ski einfach hineinlaufen lassen. Lange, gerade Abfahrten wechseln mit kürzeren, steileren Strecken ab. Ich lasse mich von jedem Stück dieses Tales begeistern. Und immer wieder blicke ich zum Fenêtre du Chamois zurück, das kleiner und kleiner wird. An diesem Tag hat alles gestimmt.

5. Tag: Chanrion-Hütte - Otemmagletscher - Cabane des Vignettes

Von der Chanrionhütte aus gibt es zwei Möglichkeiten, um zur Cabane des Vignettes zu gelangen. Einmal über den Otemmagletscher oder über den Col de Breney, von wo aus die Pigne d'Arolla erstiegen werden kann. Das Wetter ist schlecht. Werner meint, es sei besser, die sicherere Route über den Otemmagletscher zu wählen. Dagegen gibt es nichts einzuwenden.

Von der Hütte aus müssen wir ein Stück abfahren, um zur Schlucht zu gelangen, durch die der Weg zum Gletscher führt. Mit der Gletscherzunge kommt die große Eintönigkeit. Über zehn Kilometer ist der Gletscher lang. Doch das macht mir nicht zu schaffen. Heute hängen die Wolken sehr tief. Die Grenze zwischen Schnee und Nebel ist kaum auszumachen. Eine Stunde sind wir schon gelaufen. Wo sind wir? Sind wir vom Fleck gekommen? In dem blendenden Weiß gibt es keinen Anhaltspunkt. Auch der Höhenmesser gibt keine rechte Auskunft auf diesem flachen Gletscher. Weiter, irgendwann wird das Ende schon kommen.

Ab und zu schneit es ein bißchen. Werner meint, am Col de Chermontane sei die Orientierung am schwierigsten. Bögen wir nicht rechtzeitig links ab, würden wir in die Brüche des Arollagletschers hineinlaufen. Zu sehr links dürften wir uns auch nicht halten, da wir sonst in die Osthänge der Pigne d'Arolla gerieten. Und die Cabane des Vignettes liege rechts auf einem Sporn, den man genau treffen müsse.

Aber was heißt eigentlich Col de Chermontane? Ich rufe mir die Karte ins Gedächtnis. Ein Punkt ist da angegeben, 3053 m, und die weit auseinanderliegenden Höhenlinien verraten, daß der Übergang von der einen auf die andere Seite ganz allmählich erfolgt.

Endlich ist die Nadel des Höhenmessers ein deutliches Stück weitergerückt. Skispuren sind zu sehen, von denen eine nach links abzweigt. Beide sind wir der Meinung, es sei besser geradeaus weiterzugehen, da der Col doch noch weit entfernt sei.

Zu Hause hatte Werner den Weg über den Otemmagletscher geschildert, wie da die Sonne hineinschiene, und wie heiß es sein könne. Jetzt wäre ich froh um klaren Himmel. Ich sähe wenigstens, wie wir vorankämen und allmählich Höhe gewannen. Was besagt es schon, wenn der Zeiger des Höhenmessers um 100 m weitergezogen ist? Ein Gefühl für den zurückgelegten Weg vermittelt er mir nicht.

Plötzlich werden wir mit Hallo begrüßt. Zwei Franzosen mit ihren Frauen sind es. Wir haben uns in Orsières am großen St. Bernhard kennengelernt und von da ab alle Abschnitte der Haute Route in lockerer Form gemeinsam gemacht. Tagsüber hat sich jeder den Weg so eingeteilt, wie es ihm gut schien. Abends traf man sich wieder auf der Hütte, aß gemeinsam und redete miteinander. Die letzte Nacht hatten die vier in einer Biwakschachtel verbracht, nachdem sie eine Variante gewählt hatten. Bevor wir abfahren, sagen wir noch, daß wir in Zermatt im Hotel Bahnhof, wo sich fast alle Haute Route-Bergsteiger treffen, übernachten.

Der Weiterweg nach Zermatt ist lang und zunächst nicht einfach. Es gilt den spaltenreichen Stockjigletscher nach ungefähr 400 Höhenmetern zu verlassen. Nichts markiert die Stelle, wo dies zu geschehen hat. Zum Glück hat sich der Nebel ein wenig gelichtet und die Skispuren, denen wir nachfahren, verraten, daß schon andere dieses Problem gelöst haben. Trotzdem fahren wir langsam und mit aller Aufmerksamkeit und sind dann heilfroh, als wir diese heikle Passage bewältigt haben.

Über den Rest des Weges ist nicht viel zu sagen. Zunächst geht es am Matterhorn vorbei. Immer wieder halte ich an, um zur Nordwand aufzuschauen. Dann gelangen wir ins Pistengebiet und fühlen uns schon am Ziel.

10. Tag: Monte Rosahütte – Adlerpaß – Saas Fee

Gestern hatten wir den Monte Rosa besteigen wollen. Das Wetter hat diesen Plan zunichte gemacht. Auch heute sind die Verhältnisse nicht besser. Wir beschließen, den letzten Abschnitt nach Saas Fee zu begehen.

Eisig kalt ist es, als wir die Hütte um fünf Uhr morgens verlassen. Ich friere an den Händen und versuche durch schnelleres Gehen, mein Blut in Wallung zu bringen. Vergebens. Die Querung hinüber zum Gornergletscher strengt kaum an. Dafür stellt sich uns auf dem letzten Rücken vor dem Gletscher eine fast zwei Meter hohe Felsbarriere in den Weg. Mit dem Rucksack und den klöbigen Skistiefeln ist es gar nicht so einfach, hier hochzu-

Jetzt sind wir schon drei Stunden unterwegs. Wir beschließen, Rast zu machen. Andere Bergsteiger kommen näher. Da wird uns bewußt, daß die Wolken ein wenig höher gestiegen sind. Ich nehme das nur nebenbei zur Kenntnis. Während ich so dasitze, esse und trinke, entspanne ich mich mehr und mehr. Ich fühle wie die Müdigkeit von mir abfällt und wie mich der Weiterweg immer weniger schreckt.

Ruhig gehe ich nach dieser Pause weiter. Ab und zu blicke ich auf den Höhenmesser, bis er 3000 m anzeigt. Werner, der sich hier auskennt, steuert zielsicher nach links. Eine Bodenwelle, Pflöcke werden sichtbar, und aus dem Nebel schält sich ein grauer Klotz heraus: Die Hütte.

6. Tag: Cabane des Vignettes – Zermatt

Noch am Nachmittag des vorigen Tages hatte es so stark geschneit, daß wir befürchteten, entweder auf der Cabane des Vignettes einen Schlechtwettertag abwarten oder gar ins Tal abfahren zu müssen. So selten ist das gar nicht, daß die Haute Route wegen schlechten Wetters abgebrochen werden muß. Werner mußte bei seiner letzten Begehung den ersten Abschnitt auslassen. Auf der Chanrionhütte hatte mir vor zwei Tagen ein schweizer Bergsteiger erzählt, er versuche nun das dritte Mal die Haute Route. Zweimal sei er gezwungen gewesen, des Wetters wegen, aufzugeben.

Aber heute ist der Himmel klar. Nur über die Berge im Osten treiben einige Wolken. Heute abend werden wir in Zermatt sein. Bald sind wir auf dem Col de l'Éveque, dem ersten der drei Jöcher, die wir überqueren müssen. Der Neuschnee ist nicht allzu hoch und bedeckt pulvrig den verharschten Altschnee. Viel zu schnell geht die Abfahrt zu Ende. Wieder heißt es aufzusteigen. Oben am Col du Mont Brule bin ich erst einmal gebannt vom Blick auf den Dent d'Herens.

Beim Anstieg auf den Col de Valpelline ziehen wieder Wolken auf. Oben angelangt, stehen wir im Nebel. Eine wahre Menschenmenge steht hier. Einige essen, andere richten ihre Ski für die Abfahrt, rufen und lärmern.

kommen. Die Griffe sind vereist. Ich habe Schwierigkeiten, durchgefroren wie ich bin, das Gleichgewicht zu halten. Erst als mir Werner einen leichten Stoß auf den Rücken gibt, gelingt es mir, die Stufe zu überwinden. Dann reicht mir Werner seinen Rucksack und seine Ski herauf. So hat er es leichter. Vom Stockhornpaß aus sehen wir das Rimpfischhorn und das Strahlhorn. Zwischen ihnen liegt der Adlerpaß. Die Wolken, die über die Gipfel treiben, verraten, daß in der Höhe ein ziemlicher Sturm sein muß. Auch heute wäre kein Monte Rosawetter gewesen.

Wenn man jetzt eben auf den Hang, der vom Adlerpaß herunterzieht, hinüber könnte. Aber nein, zunächst müssen wir ein Stück abfahren. Unten angekommen, wiederholt sich das Übliche. Felle an die Ski schnallen, Harscheisen herrichten und dann die Schuhsohlen vom Schnee befreien, um die Bindung schließen zu können. Dann steigen wir bedächtig den Hang hinauf. Ich freue mich über jeden Meter Höhe, den ich gewinne. Zuerst schiebe ich den rechten Ski vor und achte auf das dumpfe Geräusch, das zu hören ist, wenn der Schnee zusammengepreßt wird, sobald ich den Fuß belaste. Jetzt weiß ich, daß der Ski hält und kann mit dem linken Bein den nächsten Schritt tun. Der ganze Körper arbeitet beim Höhersteigen. Wo habe ich dieses Gefühl sonst noch? Ich glaube, das ist ein Grund, warum mich das Bergsteigen so reizt.

Je näher wir zum Paß kommen, um so stärker weht der Wind. Kalt wird es. Ich schließe den Anorak, als nächstes ziehe ich wieder Handschuhe an. Immer böiger bläst der Wind, der mir jetzt kleine Schneekristalle ins Gesicht jagt. Um vor ihnen ein wenig Schutz zu gewinnen, ziehe ich die Mütze in die Stirn und die Anorakkapuze über den Kopf. Später wird es so steil, daß mit den Skiern nicht mehr weiterzukommen ist. Zu Fuß brechen wir immer wieder in den windgepreßten Schnee ein. Aber der Sattel kommt immer näher. Oben suchen wir Deckung hinter einem Felsen, um unsere Ski für die Abfahrt herzurichten. Bei dem Sturm verkneifen wir uns jeden Gedanken an den Gipfel des Strahlhorns.

Die Abfahrt über den Gletscher zur Britanniahütte ist nicht schwer. Nur auf Spalten, die bei dem Nebel, der hier liegt, erst spät sichtbar werden, müssen wir achten. Von der Hütte aus führen Skipisten nach Saas Fee. Langsam fahren wir hinunter, und anstatt uns über die Touren-tage zu freuen, denken wir nur an Teller mit einem dicken Schnitzel drin.

Fünftausend Meter über dem Äquator

Eugen Brenner

Genau genommen stimmt das nicht ganz. Sie liegen ein paar Kilometer nördlich des Äquators, die höchsten Gipfel des Ruwenzori, des „Regenmacher“.

An 360 Tagen des Jahres soll es hier regnen. Also nur eine geringe Chance. Doch wer hofft nicht auf ein wenig Glück, daß er wenigstens einen der regenlosen Tage erwischt? Immerhin weiß man, daß es in Ostafrika jährlich zwei Trockenzeiten gibt, in denen es auch am Ruwenzori zumindest weniger regnet als in den übrigen Monaten.

Ibanda ist die letzte Siedlung. Kurz dahinter hört die schmale Straße auf. Dort beginnt das Ungewisse. Früher war alles etwas einfacher. Es gab den Mountains-Club of Uganda. Und dieser organisierte die Touren. Unter der Herrschaft Idi Amins jedoch ist der Tourismus nahezu lahmgelegt und der Mountains-Club aufgelöst worden. So bleibt uns die Organisation selbst überlassen.

In der Hauptstadt Kampala haben wir alles fein säuberlich in Jute-Säcke verpackt: Ausrüstung, Verpflegung für uns und Verpflegung für die Träger, die wir hier am Sammelplatz Nyakalengija zu finden hoffen, neun Lasten zu jeweils 20 kg. Doch zunächst bekommen wir einen leichten Schreck, als wir uns dem Platz nähern. Was ist denn hier los? Noch bevor unser Fahrzeug zum Halten kommt, sind wir umringt von einer riesigen Schar Schwarzer. Fast beängstigend ist das Geschrei und das Gedränge. Sollen das alles Träger sein, die auf Arbeit warten? Da können wir uns auf etwas gefaßt machen.

Doch schneller als erwartet erledigt sich das Problem. Eine Gestalt löst sich aus dem Gewirr, der Mann, den wir gesucht haben: John Mate. Der Name ist uns aus Berichten früherer Besucher bekannt.

Kurzes Verhandeln. Dann ist alles klar. Neun junge Bakonjos machen sich über unser Gepäck her. Die schön verpackten Jute-Säcke werden ausgeleert. Ist es Neugier oder Mißtrauen? Jedenfalls scheint die Feststellung, daß genügend Kasawa (Manjokmehl) und Trockenfisch für die Träger vorhanden ist, wichtig zu sein.

Alles wird so umgepackt, daß die Säcke, mit Bast verschnürt, an einem Band um die Stirn getragen werden können. Wir haben mit langer Vorbereitung gerechnet, bis wir aufbrechen können. Nun ist die ganze Truppe, kaum zwei Stunden nach unserer Ankunft, schon marschbereit. Der Aufbruch ins Ungewisse, wie es einmal jemand genannt hat, kann beginnen.

Die ersten Träger sind bereits unterwegs, geleitet von Jimmy, dem Second Headman. Es sind recht verwegene Gestalten. Barfuß, in dürftiger, mehr oder weniger zerlumpter Kleidung könnten sie einem Bilderbuch über eine Urwaldexpedition des vergangenen Jahrhunderts entstammen.

Obwohl man als europäischer Bwana außer der Foto-Ausrüstung nicht viel zu tragen hat, wird von dem Versuch, das Marschtempo der Träger mitzuhalten, abgeraten. Die klimatischen Verhältnisse sind ungewohnt. In der unteren Region fühlt man sich wie in einem riesigen Treibhaus bei nahezu hundertprozentiger Luftfeuchtigkeit und drückenden Temperaturen. Gemächlich ziehen wir also los, bedachtsam gefolgt vom Headman mit seinem struppigen Hund.

Zuerst führt ein gut ausgetretener Pfad durch übermannshohes Elefantengras. Doch bald sind wir mitten drin in der oft so bezeichneten „grünen Hölle“. Uns allerdings kommt das ganze mehr paradiesisch vor. Man muß kein Botaniker sein, um von all dem fasziniert zu sein, was hier in einer verschwenderischen Fülle wächst, so dicht, daß nur wenig Sonnenlicht den Boden erreicht. Was stört dabei der oft glitschige und von hohen Baumwurzeln überwachsene Pfad? Was tut es, wenn man immer wieder umgestürzte Bäume überklettern oder reißende Bäche überspringen muß? Selbst der steile Aufstieg wird nicht

als übermäßige Strapaze empfunden, zumal dabei ein leichter Gewitterregen die Temperatur auf ein erträgliches Maß verringert. So vielfältig und ungewohnt sind die Eindrücke, daß man kaum die fast tausend Höhenmeter spürt, die wir an diesem Nachmittag zurücklegen. Immer wieder ändert sich die Szene mit steigender Höhe.

Wir haben nun einen kammartig verlaufenden Berg Rücken erreicht. Der Wald ist etwas lichter geworden. Der schmale Pfad zieht durch hohen Farn. Unerwartet stoßen wir zu unseren Trägern, die ihre Lasten vor einer kleinen Wellblechhütte abgelegt haben. Fast wollen wir es nicht glauben, daß wir bereits das Ziel des heutigen Tages, die etwa 2600 m hoch gelegene Nyabitaba-Hütte vor uns haben.

Doch es ist gut so, und wir haben Glück. Kaum sind wir angekommen, bricht ein höllisches Unwetter los. Die stürzenden Wassermassen vollführen auf dem Blechdach einen ohrenbetäubenden Lärm. Doch im Innern der kahlen und etwas verwahten Hütte bleiben wir wenigstens trocken.

So schnell wie gekommen, ist der Spuk wieder zu Ende. Wir haben Zeit, auf unserem Benzinkocher das Abendmenü zu bereiten. Wasser gibt es in einer Regentonne vor der Hütte. Es ist ziemlich schwarz von vermoderndem Laub. Wir versuchen es mit vom Dach frisch aufgefangenem Regenwasser. Doch da ist kaum ein Farbunterschied zu dem Wasser aus der Tonne. Klares Wasser finden wir erst tief unten am Mahoma-Bach, zu dem man



sich über steiles Gelände an Lianen hinunterhangeln muß.

Die Hütte gehört uns allein. Die Träger übernachteten in der Nähe unter einem großen Felsdach. Wir genießen den „Vorzug“, den ein harter Bretterboden gegenüber dem mit Moos und Farn gepolsterten Waldboden bietet.

Im Laufe des Abends kommt ein Träger und klagt über Kopfschmerzen. Wir geben ihm eine Aspirin-Tablette. Der Erfolg ist verblüffend. Einer nach dem andern bekommt nun „Kopfschmerzen“ und holt seine Tablette ab.

Der neue Tag beginnt mit strahlendem Sonnenschein. Sollten wir doch einen der wenigen Tage erwischt haben? Wie herrlich ist dieser Morgen, das Spiel der wenigen einfallenden Sonnenstrahlen auf dem satten Grün der Urwaldgewächse, der würzige Geruch der Pflanzen, die fremdartig klingenden Stimmen der Vögel. Von der Hütte steigen wir ein kurzes Stück ab bis zu der Stelle, wo der Mubuku-Bach in den Bujuku mündet. Die Brücke ist längst weggerissen. Ein Balanceakt auf einem umgestürzten Baum ermöglicht die Überquerung. Doch die meisten Träger durchwaten einfach die reißende Flut. Sie bekommen ja keine nassen Schuhe.

Ein kurzer, steiler Anstieg. Dann wird die schmale, mehr und mehr verwachsene Spur wieder flacher. Der Wald ist nicht mehr so dicht. Er macht einem lichten Bambusgürtel Platz.

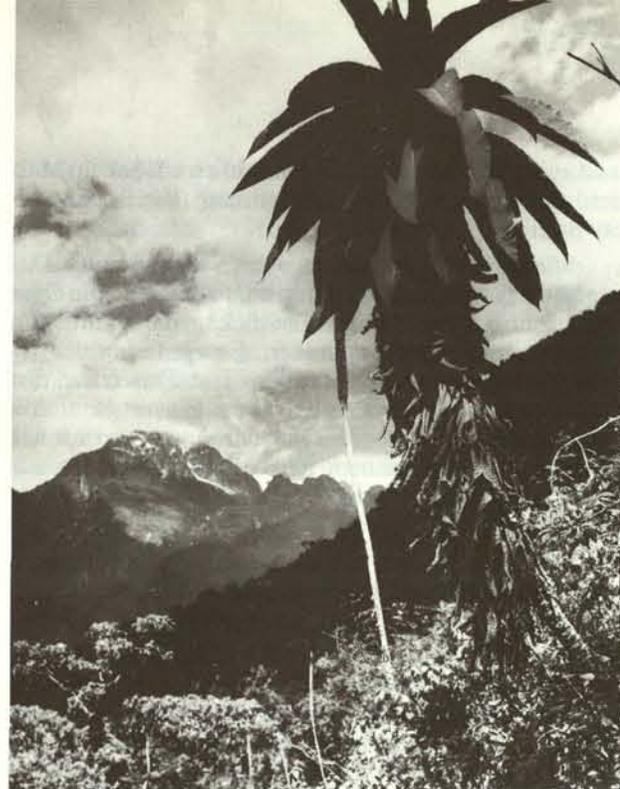
Gegen Mittag erreichen wir die Nyamuleju-Hütte in etwa 3200 m Höhe. Sie ist nicht unser Tagesziel. Wir haben ja noch den halben Tag vor uns. Zudem wirkt ihr Zustand nicht gerade einladend.

Nach ausgiebiger Rast marschieren wir wieder los. Es ist schwer, die Eindrücke mit Worten zu schildern, die uns der Weiterweg bietet. Wir befinden uns in einem Hochtal des Bujuku. Der Pfad zieht sich, nun nur noch sanft ansteigend, meist dem Fluß entlang aufwärts. Einen kurzen Augenblick gibt die inzwischen aufgezoogene Wolkendecke einen Teil der schneebedeckten Gipfel frei.

Aber nicht das ist es, was uns still werden läßt vor Stauern. Was wir hier zu sehen bekommen, ist, auch wörtlich genommen, einmalig. Wir befinden uns in einer wunderbaren Welt voller Gewächse, wie es sie sonst nirgends auf unserer Erde gibt. Wir haben einiges darüber gelesen. Aber die Wirklichkeit übertrifft doch alle Vorstellungen. Bei uns bekannte, unscheinbare Pflanzen haben hier Verwandte, die ins Riesenhafte gewachsen sind. Was wir z. B. als Heidekraut kennen, bildet Wälder mit bis zu 25 m hohen Bäumen. Auffallend in ihrer Eigenart sind die Senecien, ein Kreuzkrautgewächs, bei uns nicht mehr als 30 cm hoch, am Ruwenzori baumartig, von seltsamer Form. Auf der Spitze eines zehn bis zwölf Meter hohen Stengels sitzt eine Blattrosette, aus deren Mitte zuweilen ein gelber Blütenstand wächst. Sie sollen Jahrhunderte alt werden. Das eigenartige Aussehen erhalten diese Gewächse hauptsächlich daher, daß die unteren Blätter abdorren, jedoch nicht abfallen, sondern unter der immer weiter nach oben wachsenden Rosette eine dicke, kropfartige, schützende Halsmanschette bilden.

Die Lobelie ist eine bescheidene Zierpflanze unserer Vorgärten. Hier am Ruwenzori hat sie sich zu stattlicher Größe entwickelt. Sie sind mit die schönsten Gebilde, die wir antreffen. Als Jungpflanze ist sie eine wundervoll angeordnete Rosettenkugel. Der Durchmesser beträgt etwa 60-80 cm. Mit den Jahren wächst aus der Mitte ein dicker, kerzenförmiger Blütenstand, meterhoch. Es gibt verschiedene Arten. Manche sind in ein wollenes Kleid eingehüllt.

Auf Schritt und Tritt mehren sich diese Wunder. Es ist einfach faszinierend. Doch, wie schon gesagt, es läßt sich nicht beschreiben. Man muß hindurchklettern wie eine Ameise durch eine Blumenwiese, über umgestürzte, baumstarke Blumenstengel, die wie der Boden mit dicken Moospolstern überwachsen sind. Und man muß ihn einatmen, den leicht moderigen Geruch. Man muß diese einmalige Atmosphäre unmittelbar spüren – und man wird sie ein Leben lang nicht mehr vergessen. – Allmählich haben wir einen ebenen Talboden erreicht



Im Ruwenzori

und stehen am Beginn des berühmten Bigo-Sumpfes. Der Weg überquert ihn an seinem westlichen Rand. Doch es gibt keine größeren Probleme. Mehr als schmutzige Füße bekommen wir nicht. Selten stecken wir tiefer als bis zu den Knöcheln im Morast. Stellenweise gibt es auch große, hohe Graspolster. Indem man von einem zum andern springt, kann man die schlimmsten Wasserlöcher meiden.

Heute übernachteten wir in der Bigo-Hütte, am Ende des Sumpfes gelegen. Ihr Zustand ist relativ gut. Ein Schild im Innern warnt davor, irgendwelche Gegenstände über Nacht im Freien liegen zu lassen, um nicht die Neugierde eines Leoparden zu wecken.

Es ist ein schöner Abend. Wir besuchen unsere Träger unter ihrem Felsdach. Lange sitzen wir bei ihnen am

Feuer. Sie singen uns Lieder ihrer Heimat, begleitet vom Trommelrhythmus, erzeugt auf einer leeren Konservendose. Es ist für uns sehr eindrucksvoll, auch wenn wir den Text nicht verstehen. Nur ungern verlassen wir die gemütliche Runde, um uns auf dem harten Bretterboden der Hütte zur Ruhe zu legen. –

Es ist kalt geworden über Nacht, und der Himmel ist dick verhangen. Doch der erwartete Dauerregen bleibt auch heute aus.

Wir wandern, dem schmaler werdenden Bujuku-Bach entlang, weiter aufwärts durch ein weites Hochtal, durchqueren ein riesiges Feld von meterhohen, weißblühenden Strohlumen und erreichen gegen Mittag den Bujuku-See. Er liegt auf einer Höhe von etwa viertausend Metern, einer Zone, in welcher in den Alpen außer Schnee und Eis nicht viel mehr vorzufinden ist. Hier jedoch gedeiht immer noch eine üppige Vegetation. Selbst die Felsen sind von dicken Moospolstern überwuchert. In einem herrlichen Senecienwald liegen die Bujuku-Hütten. Sehr früh sind wir da.

Ein Teil der Träger wird ausbezahlt und steigt ab. Der Rest erhält von uns Turnschuhe; denn mit der nächsten Etappe soll die Schneegrenze erreicht werden. Das Gelände wird „alpin“, das heißt zunächst wird es nur steil. Immer noch dicht bewachsen sind die Hänge. Erst gegen den Scott-Elliott-Paß zu muß man zuweilen schon einmal über ein paar Schrofen klettern. Wir gewinnen rasch an Höhe, und über die langsam niedriger werdende Vegetation wird der Ausblick freier. Besser gesagt, er wäre es, wenn nicht eine graue Wolkendecke die Berggipfel einhüllen würde. So bleibt hauptsächlich der Tiefblick auf das dunkle Auge des Bujuku-Sees. Aber es regnet wenigstens nicht, – immer noch nicht.

Daß die Elena-Hütte belegt ist, haben wir schon in Ibanda erfahren. Eine polnische Forschungs-Expedition hat sich mit verschiedenen Meßinstrumenten in dem kleinen, zeltförmigen Holzbau eingenistet. Hier, am Rande des Gletschers, in 4600 m Höhe, richten wir uns zum Biwak ein. Für unsere Träger ist der Endpunkt er-

reicht. Für die recht kühlen Temperaturen sind sie nicht ausgerüstet, und den Schnee lieben sie wohl auch nicht sonderlich. Sie frieren erbärmlich. Nach Absprache des Zeitpunktes, an dem sie uns am nächsten Tag wieder abholen sollen, steigen sie hinunter zu den Bujuku-Hütten. Wir sind nun auf uns selbst gestellt.

Am Abend erkunden wir den Weiterweg. Über den Gletscher steigen wir gegen das Stanley-Plateau. Erfreut stellen wir fest, daß von einer Vorgänger-Gruppe noch Markierungsfähnchen vorhanden sind.

Voller Hoffnung, am nächsten Tag einen der höchsten Ruwenzori-Gipfel besteigen zu können, kriechen wir in die Schlafsäcke. Doch in der Nacht werden wir geweckt. Ein Gewitter entlädt sich über uns, zuerst mit Regen, dann mit starkem Schneefall. Ist jetzt der Traum vom Gipfel ausgeträumt?

Am Morgen liegt eine beträchtliche Schneedecke auf unseren Biwaksäcken und dicker Nebel rundum. Aber es schneit nicht mehr so stark. Werden wir bei den Verhältnissen den Weg zum Gipfel finden?

Auf dem Gletscher sehen wir keine fünf Meter weit. Bleibt nur die Hilfe des Kompasses und die Hoffnung auf die Markierung unserer Vorgänger. Doch damit sind wir schnell am Ende. Bald ist nichts mehr von einer Spur zu finden. -

Schon lange müßten wir auf dem Stanley-Plateau sein. Stattdessen stehen wir plötzlich vor einem gewaltigen Bergschrund. Der paßt absolut nicht in die Beschreibung.

Was tun? Wir haben schon eine Menge Zeit verloren. Wie lange werden wir noch suchen müssen? Hat es überhaupt noch einen Sinn? Sollen wir lieber den Rückweg antreten, solange unsere eigenen Spuren noch zu sehen sind? Irgendwann werden ja die Träger unten auf uns warten. Was werden sie tun, wenn wir nicht zeitig zurück sind?

Wir entschließen uns zu einem letzten Versuch. Wenn wir uns weiter rechts halten? Ja, das Gelände ist gut, ein flaches Schneefeld. Da, was ist da vor uns? Nein,

es ist keine Täuschung. Es ist tatsächlich wieder ein Markierungsfähnchen. Also neue Hoffnung. Wir finden weitere Spuren.

Wie es hier oben aussieht, wissen wir von Fotos. Das wenige, was im Nebel zu sehen ist, paßt dazu. Die Spur führt, nun steiler, auf einen Firnrücken, dann vorbei an eigenartig geformten Eisgebilden, die wie Teile einer riesigen Zuckertorte wirken, auf den Grat. Durch den fast immer vorherrschenden Nebel ist das Eis mit einer dicken Reifschicht überzogen. Die Schründe sehen aus wie Zaubergrotten aus weißem Kristall mit Vorhängen aus feingesponnenem Filigran.

Der Weiterweg ist nun nicht mehr zu verfehlen. Wir gehen dem gemächlich ansteigenden Grat entlang. Eine Steilstufe ist noch zu überwinden. Dann geht es plötzlich nicht mehr aufwärts. Ein Steinmann markiert den kleinen Gipfel.

Der Höhenmesser zeigt knapp 5100 Meter. Wir sind auf dem Gipfel der Alexandra. Ein Windstoß gibt für den Bruchteil eines Augenblicks die benachbarte Margeritha frei. Sie ist der höchste Punkt des Ruwenzori, knapp zwanzig Meter höher als unser Gipfel. Der Übergang dorthin ist schwierig und für uns zeitlich nicht mehr zu schaffen. Wir sind mit dem erreichten Ziel mehr als zufrieden. Es ist unser erster Fünftausender.

Nicht allzu lange können wir uns aufhalten. Es ist schon spät, und fernes Grollen kündigt ein nahendes Gewitter an. Eilig verlassen wir den Grat. Den Abstieg finden wir schnell. Beim Elena-Biwak warten bereits unsere Träger.

Es bedarf einiger Überredungskunst, die Burschen dazu zu bewegen, für den Abstieg einen anderen als den Aufstiegsweg zu nehmen. Nur ungern sind sie bereit, uns über den Freshfield-Paß und durch das Hochtal des Mubuku zu begleiten. Den Grund spüren wir in den nächsten beiden Tagen... Die oft schwer zu findende Spur führt über weite Strecken durch ein verwirrendes Dickicht. Ein Hindernislauf über umgestürzte Bäume oder

Stengel der Riesenblumen. Man wadet durch grundlosen Morast, rutscht über glitschige Felsplatten und überquert brückenlos reißende Bäche.

Doch wir bereuen es trotzdem nicht, diesen Weg gewählt zu haben. Noch einmal erleben wir, diesmal in umgekehrter Reihenfolge und vielleicht noch eindrucksvoller, diese einzigartige Pflanzenwelt mit immer wieder wechselnder Szenerie.

Heute übernachteten wir an einem der wohl schönsten Flecken unserer Erde. Am Ufer eines der beiden Kitandara-Seen, mitten in einer paradiesischen Landschaft, steht unsere kleine Hütte. Wie verzaubert liegt er da, der dunkle Spiegel des Sees, in absoluter Stille, umkränzt von steilen Bergen, in einem Garten mit einer Überfülle der herrlichsten Gewächse. Hier sollte man bleiben können.

Es wird spät am nächsten Tag, bis wir aufbrechen. Die Träger lassen sich Zeit beim Verschnüren der Säcke. Und auch wir lassen uns Zeit. Zu schön ist dieser Ort. Während des Aufstiegs zum Freshfield-Paß fällt immer wieder ein Blick zurück. Doch oben empfängt uns eisiger Wind, und Nebel verdeckt die Sicht.

Frierend steigen wir hinunter zum Mubuku. Der Weg ist nicht leicht zu finden. Das ganze ist zudem eine recht schmierige Angelegenheit, dunkler Morast, durchsetzt von den schon vom Bigo-Sumpf bekannten Graspolstern. Man muß höllisch aufpassen, um nicht unfreiwillig ein Moorbad zu genießen.

Auch im Mubuku-Hochtal ist es in dieser Hinsicht nicht viel besser. Die Schlammflöcher lassen sich oft nicht umgehen. Bald sind die Füße bis weit über die Knöchel hinaus dick beschmiert. Doch das beeinträchtigt kaum unsere Begeisterung über die einzigartige Umgebung, durch die wir wandern. Sie scheint uns hier noch abwechslungsreicher, auch einsamer und unberührter als der Aufstiegsweg.

Eine Hütte zur Übernachtung gibt es heute nicht. Eigentlich ist uns das garnicht unrecht. Unter dem Kichuchu-Felsdach erleben wir am Lagerfeuer unserer Träger

eine herrliche Freinacht. Die ohnehin schon phantastische Welt des tropischen Regenwaldes erhält noch einen besonderen Zauber durch das eigenartig weiche Licht des Vollmondes. Man kann hier tatsächlich Verständnis bekommen für den Geisterglauben der Menschen, die in solcher Umgebung leben.

Unsere Urwald-Bergfahrt geht langsam ihrem Ende zu. Ein letztes Mal werden die Säcke gepackt. Schön ist noch der Abstieg durch den Bambuswald zur Nyabitaba-Hütte. Hier haben wir vor etwa einer Woche die erste Nacht verbracht. Eine kurze Mittagsrast in der Sonne, dann der steile Abstieg nach Ibanda. Unten empfängt uns drückend-feuchte Hitze. Der Schweiß dringt aus allen Poren. Langsamer werden die Schritte. Jetzt erst spüren wir Müdigkeit. Im Schatten eines Baumes strecken wir uns aus.

Ein unvergeßliches Abenteuer liegt hinter uns. Wie ein Traum kommt uns jetzt alles vor. Zu groß war die Fülle der Erlebnisse, überwältigend die Vielfalt fremdartiger Bilder. Es ist wie die Rückkehr aus einem Märchenland. Wie lange wird es wohl dauern, bis all diese Eindrücke verarbeitet sind?

Ist es wichtig, daß wir, trotz aller Zweifel, den Gipfel erreicht haben? Gilt nicht gerade hier die klassische Aussage, daß der Weg das Ziel sei? Es ist nicht der Berg im eigentlichen Sinne, der uns fasziniert hat. Sein Haupt hat er weitgehend vor uns verhüllt. Doch in seine Seele durften wir ein ganz klein wenig hineinschauen.

Bergell-Fahrten Sommer 1979

Klaus Walz

Trotz der vielen Rotpunkt-Artikel und Free-Climbing-Serien in alpinen Magazinen und DAV-Mitteilungsblättern wurde ich von den Herausgebern unserer Festschrift gebeten, einen Erlebnis- oder Tourenbericht zu schreiben.

Im August 1979 planten Thomas und ich, eine Woche zu den Granitriesen des Bergells zu fahren. Thomas erzählte mir schon Monate vorher von den wohlklingenden Namen der Gipfel wie Cengalo, Fuori, Badile, Piz Gemelli, Ago di Sciora usw., Berge und Touren, die es dort gibt und von den reizvollen Dörfern mit ihren intakten Kulturlandschaften.

Nach Vorbereitung in unseren heimischen Granit-Klettergärten sowie Waldlauf zur Konditionsverbesserung, fuhren wir Anfang August über St. Moritz, den Malojapaß nach Bondo, dem Ausgangsdorf zur Sciorahütte.

Der Aufstieg zur Hütte war bisher einer der schönsten, den ich ging. Zuerst kam man durch das Dorf Bondo mit seinen, für das Gebiet typischen, granitgedeckten Häusern und engen Gassen. Die alten Holztore und Konstruktionen, der Blumenschmuck der Häuser, die Platzbildung am Gasthaus mit Brunnen, die darüberliegenden Wildblumenwiesen, der Lärchenwald, die kahlen Granitkanten und -rücken, der dunkelblaue Horizont, vermittelten eine Harmonie der Räume und Landschaft, wie ich sie bisher nur dort empfand.

Als Stützpunkt für unsere Unternehmungen wählten wir die Sciorahütte des SAC, die von der Familie Hofmeister in vorzüglicher Weise bewirtet wird. Sie ist auch heute noch eine echte Bergsteigerhütte und idealer Ausgangspunkt für große alpine Touren. Der Rundblick zum

Piz Badile mit seiner von Cassin 1937 erstmals durchstiegenen Nordostwand, der Cengalo Nordwestpfeiler, der Piz Gemelli mit dem 1934 von H. Frei eröffneten Bügeleisen, die Ago di Sciora und die berühmte Fuorikante beeindruckten mich stark. Die gewaltige, bedrohlich erscheinende Szenerie dämpfte doch meine vorherige Unternehmungslust. Ich weiß nicht, wie es Thomas erging, wir sprachen nicht darüber. Als unsere erste Klettertour legten wir den Innominata-Nordwestgrat fest, eine Fels-tour im 4. Schwierigkeitsgrad, Einstieg ca. eine Stunde von der Hütte entfernt. Diese Eingetour stellte sich als ideale Kletterroute für den Bergellgranit heraus. Mittelschwere Risse und Reibungskletterei in bestem Fels, abwechslungsreich, nicht zu lang und zu schwer, mit einem Ausblick auf den rissigen Bondasca-Gletscher und den schon erwähnten Wänden und Gipfeln. Nach zurückgewonnenem Selbstvertrauen, das schöne Wetter nutzend, machten Thomas und ich uns am nächsten Morgen auf den Weg zum Einstieg der Badile-Nordkante. Der Pfad führte von der Sciorahütte über glitschige Granitplatten am Fuße des Bondasca-Gletschers hinüber zur Kante. Natürlich ist es noch Nacht am Beginn des Weges, wenn man frühzeitig am Einstieg sein will. Das Klettern über die Kante war bei Sonnenschein reinster Genuß! Die Einblicke in die Nordostwand, unter sich das grüne Tal, über den Kastanienhainen Soglio, das bekannte alte Schweizer Bergdorf, und links der gewaltige Nordwestpfeiler des Piz Cengalo sind unauslöschliche Eindrücke, die selbst Thomas zum Schwärmen brachten. Der Abstieg erfolgte unschwierig auf dem Normalweg zur Giannetti-Hütte auf die italienische Seite, und am nächsten Morgen über den Bondopaß und Bondasca-Gletscher zurück zur Sciorahütte.

Da unsere Bürohände durch den rauhen Granit schon etwas angegriffen waren, wollten wir vor unserer schwierigsten Unternehmung, dem Bügeleisen am Piz Gemelli, eine kurze Tour hinter der Hütte machen. „Via Jacqueline“ stand im Führer mit 2 Stunden Kletterzeit als lohnende, kurze Route.

Die im Führer bezeichnete Passage fanden wir nie und kamen nach 8 Stunden schwerer Schinderei hundemüde auf der Sciorahütte an. Herr Hofmeister, Hüttenwirt und Bergführer, meinte, daß wir nicht die einzigen seien, denen es so erginge, und er selbst schon die „Via Jacqueline“ gesucht hätte, was uns natürlich wieder aufrechtete.

Das schönste Klettererlebnis jedoch war ausnahmslos das Begehen der fast griff- und trittlosen Bügeleisenkante. An kleinsten Griffen haltend und mit der Sohle auf Reibung stehend, bringt man am Anfang etwas zögernd, später frecher, die 500 m des Bügeleisens schnell hinter sich. 500 m, die ständig an das „Durlacher Wand!“, an den Battertfelsen erinnern. Die Schwierigkeit läßt nie nach und durch Überschlagklettern durfte jeder von uns diese unbeschreiblich schöne Reibungskletterei als Führender genießen.

Nicht, daß die geplante Woche schon vorbei war, unsere durchgekletterten Finger waren der Hauptgrund, weshalb wir unsere Kletterunternehmungen im Bergell beendeten. Abschied von der schönen Landschaft nahmen Thomas und ich natürlich erst, nachdem wir im Schloß von Soglio ausgiebig getafelt hatten. Unseren leichten Rotweindampf schliefen wir unter einer großen Kastanie aus und fuhren tags darauf nach Norden in das (auch schöne) Badische Ländle zurück.

Der lange Grat

Karl Gottmann

Jahrelang kreisten unsere Gedanken schon um diesen langen Grat. Vor vielen Jahren in unserer Sturm- und Drangzeit, wurde er als zu leicht abgetan. Wir schauten nach Steilerem und Schwierigerem, aber so langsam kamen wir in die Jahre, und so wurde es Zeit, sich mit ihm zu befassen. Vom Sehen kannten wir ihn schon lange, liegt er doch in der alten Bergheimat unserer Jugendzeit. In diesem Herbst war es dann soweit. Eine der vielgeschmähten Bergbahnen brachte uns hinauf bis vor die Haustüre des Berggasthauses. Es war vom Haus bis zu Beginn des Grates immer noch eine gute Strecke zu gehen, so daß wir eigentlich froh waren, daß der Aufstieg zur „Hütte“ auf so bequeme Art und Weise zu machen war. Ein Zweibettzimmer mit sauberen, frisch bezogenen Betten war unser Quartier. Sogar fließendes Wasser war vorhanden. Früher hätten wir mit Sicherheit die Nase gerümpft über diese Art Bergsteiger, aber so allmählich wissen auch wir eine gewisse Bequemlichkeit zu schätzen.

Früh am Morgen, die Berge standen noch als nachtschwarze Schatten über den Tälern, schlichen wir wie Diebe aus dem Haus. Langsam stiegen wir hinauf, vorbei an einer stillen dunklen Hütte. Jeder hing seinen Gedanken nach, dachte an das kommende Erlebnis, die Besteigung des Grates. Nebel hingen in den Karen, über den Gipfeln standen klar die Sterne am dunklen Himmel. Ein gesicherter Steig brachte uns schnell hinauf zur Höhe, danach ging es über Gras, Schrofen und Geröll zu den Felsen. Im ersten Sonnenlicht des jungen Tages kletterten wir über den luftigen Grat. Es war ein wunderbares Gefühl, den festen Fels unter den Fingern zu spüren. Graublauer herrlichster Kalk baute sich steil auf in das zarte Licht und schien sich in der unendlichen Weite des Himmels zu verlieren.

Bald hatten wir den ersten Gipfel im Kammverlauf des Grates erreicht. Nach einer kleinen Pause legten wir das Seil an, die Schlüsselstelle lag vor uns. Eine enge, tiefe Scharte versperrte den Zugang zum Hauptgrat. Nebel hing an der Leeseite des Berges. Nach Süden war der Blick immer wieder frei, tief hinunter in das Tal zu den glitzernden Wassern, über denen sich gewaltige, düstere Wände erheben. Auch zu dem großartigem Hochtal im Herzen des Gebirges war der Blick frei, und unsere Gedanken und Erinnerungen waren immer wieder bei der kleinen Hütte und seinem unvergessenen Betreuer und Freund vieler Kletterer und Bergsteiger.

Der erste Steilaufschwung des Grates brachte uns erstes zaghaftes Suchen und Gehen, aber bald hatten wir den altvertrauten Rhythmus gefunden, und es begann ein frohes Höhersteigen. Wunderbarer, fester Fels, den man in vollen Zügen genießen konnte, dann wieder ein kurzes, vom Blitz zersplittertes Gratstück, damit man nicht zu übermütig wurde und die Aufmerksamkeit nicht einschlief. Manchmal ein Blick durch ein Nebelloch zu einem benachbarten Gipfel, auf dem sich die Menschen tummelten. Hier bei uns war keine Menschenseele, nur Stille und die wenigen Worte, die wir am Standplatz miteinander sprachen. Stunde um Stunde stiegen wir höher, manchmal sichernd, manchmal am laufenden Seil, sich voll auf den Freund verlassend. Wir kennen uns schon fast ein halbes Menschenleben lang, kennen des anderen Stärken und Schwächen und vertrauen einander.

Die Nebel sind unter uns geblieben, wir klettern im hellen Sonnenlicht des Herbsttages. Weit reicht der Blick über die umliegenden Berge, und manch bekannter Gipfel scheint uns zu grüßen. Nach Stunden erreichen wir den Gipfel, die Rucksäcke werden abgelegt, der Seilknoten geöffnet.

Gipfelrast. Wir schauen und reden. Eine großartige Bergfahrt liegt hinter uns, wird langsam Erinnerung. Nach beschaulicher Gipfelrast packen wir unsere Rucksäcke, ein langer Weg liegt noch vor uns, der Abstieg vom Hochblassen zum Kreuzeckhaus im Wetterstein.

Mount Kenia – Bergsteigen unterm Äquator

Thomas Käuff

Zu Anfang des Jahres 1979 wurde ich gefragt: „Hast du Lust, im Sommer nach Kenia zu fahren?“ – „Pfundig“, antwortete ich, „da können wir auf den Kilimandscharo gehen“. Damals waren meine Geographiekennnisse recht mangelhaft. Der Kilimandscharo liegt bereits in Tansania. Immerhin gibt es den Mt. Kenia, und der ist auch nicht zu verachten, da man dessen Hauptgipfel nur kletternd erreichen kann. Bevor man nach Kenia fährt, geht man zum Doktor. Die Choleraimpfung werde ich bestimmt nicht vergessen. Einen Tag lang tat die Impfstelle beim Gehen hundsgemein weh. Zum Training machten wir ein paar Skitouren in den Alpen und unternahmen lange Waldläufe. Dann war es soweit: Die Rucksäcke waren gepackt, das Flugzeug startete, unsere Bergtour konnte beginnen.

Wie der Kilimandscharo, ist der Mt. Kenia ein alter Vulkan. Doch im Gegensatz zum Kibo, dem Hauptgipfel des Kilimandscharo, der schön kegelförmig ist und der noch einen Krater besitzt, ist am Mt. Kenia durch die Verwitterung bereits alles weichere Gestein abgetragen. Die Hauptgipfel Batian und Nelion, die heute fast 5200 m hoch sind, bildeten früher den Schlot eines ungefähr 7000 m hohen Vulkans. Der Batian wurde 1899 von H. J. Mackinder zusammen mit den Bergführern C. Ollier und J. Brocherel aus Courmayeur erstmals bestiegen. Erst 30 Jahre später glückte E. E. Shipton die Besteigung des Nelion. Seine Route gilt heute als Normalweg auf den Mt. Kenia. Schließlich erkletterten 1944 A. H. Firmin und P. Hicks den Batian von Norden. Auf der von ihnen gefundenen Route, die heute als Normalanstieg durch

die Nordwand bezeichnet wird, wollten wir den Berg besteigen.

Als Ausgangspunkt hatten wir Nanyuki, eine Stadt auf der Westseite des Berges, gewählt. Hier suchten wir nach einer Fahrgelegenheit, da wir keine Lust hatten, 25 km über Landstraße zu laufen, nur um an die Grenze des Nationalparks, in dem der Mt. Kenia liegt, zu kommen. Schließlich fanden wir einen Taxifahrer, der für einen sündhaft teuren Preis, jedenfalls für kenianische Verhältnisse, bereit war, uns die gewünschte Strecke zu fahren.

Vom Nationalparktor, das in ungefähr 2700 m Höhe liegt, gingen wir an diesem Tag, es war schon Nachmittag, nicht mehr weit. Im Führer war von einem Biwakplatz in 3300 m Höhe, knapp über der Waldgrenze, zu lesen, und dorthin wollten wir. Die Nacht verlief etwas unruhig. Wir hatten kein Zelt dabei, schliefen unter dem Biwaksack, so daß der Tierwelt keine Zeltwand im Weg stand, wenn sie uns besuchen wollte. Was macht man, wenn man aus nicht allzu großer Entfernung etwas tapen hört, wenn man mit der Taschenlampe die Umgebung ableuchtet und auf einmal zwei rotglühende Augen aufblitzen? Zwei Stunden lang ließen wir uns von jedem Geräusch erschrecken. Dann wurde uns alles gleichgültig, wir beschlossen, auf kein Geräusch mehr zu achten und zu schlafen.

Strahlend blauer Himmel am nächsten Morgen. Die beiden Hauptgipfel des Mt. Kenia waren deutlich zu erkennen. Dem Führer entnahmen wir, daß wir auf der Fahrspur, die an unserem Biwakplatz vorbeiführte, bis zu einem Regenschirm zu gehen, dann nach einem Kilometer diesen Weg zu verlassen und leicht ansteigend einen Bach zu queren hätten. Wir hielten uns an diese Anweisungen und brauchten daher nicht auf die Markierungstangen, mit denen die Parkverwaltung den neuen Weg versehen hat, zu achten. Von dem war in unserem bejahrten Führer nichts zu lesen. Erst kurz vor der Likihütte, zu



der wir uns mühsam durch das weglose, leicht sumpfige Land hinaufgequält hatten, sahen wir die Markierungen.

Von dieser Hütte aus gelangten wir über einen Rücken ins Mackindertal. Inzwischen war Mt. Kenia-Wetter. Wie gewöhnlich hatten sich Wolken um die Gipfel gebildet, sich mehr und mehr ausgebreitet und waren immer tiefer heruntergekommen. Zum Glück war der Pfad mit Steinmännern gekennzeichnet, sonst hätten wir nach dem Kompaß gehen müssen. Im Mackindertal schließlich war eine deutliche Spur ausgetreten. Hier sahen wir die baumartigen Senecien, die, vielen Fotografen zufolge, wohl der einzig mögliche Vordergrund für Mt. Kenia-Bilder sind. Allmählich wurde es Abend. Unser wegloser Anstieg hatte uns zuviel Zeit gekostet, und wir mußten einsehen, daß wir an diesem Tag die Kamihütte nicht mehr erreichen würden. So biwakierten wir an einem Felsblock, der trotz seiner Größe keinen Schutz vor dem eiskalten Fallwind von den Gletschern bot. Am darauffolgenden Morgen wagten wir uns erst, als die Sonne auf-

gegangen war, aus dem Schlafsack. Wir kochten Tee, genossen die Wärme und bewunderten die jetzt schon zum Greifen nahen Gipfel. Zur Kamihütte war es nicht mehr weit. Wir erreichten sie nach anderthalb Stunden. Hier trafen wir seit dem Aufbruch am Nationalparktor erstmals wieder andere Menschen. Spanier, die nur Sprachen konnten, die wir nicht beherrschten. Die Verständigung klappte trotzdem, wollen muß man halt. Die Kamihütte ist eine bessere Biwakschachtel. Eine Art Regal bietet acht Bergsteigern Platz zum Schlafen, und eine schwarze Kiste birgt eine gut ausgestattete Hüttenapotheke.

Am nächsten Morgen wollten wir nur den Einstieg und die ersten Seillängen des Antiegsweges erkunden. Trotzdem, wir könnten ja besser vorankommen als erwartet, mit der Höhenanpassung keine Schwierigkeit haben, warum nicht gleich soviel Ausrüstung, wie für den Gipfel nötig, mitnehmen?

Von der Hütte zum Einstieg ist es nicht weit. Aber gleich bei der ersten Seillänge zeigt uns der Berg seine Zähne. Glücklicherweise wird es danach leichter, und wir kommen rasch voran. Bald holen wir zwei Spanier ein und beschließen, mit ihnen zum Gipfel zu gehen. Rasch erreichen wir das Amphitheater, einen großen Geröllkessel, an dessen oberem Ende der Firminturm steht. Dort haben wir Schwierigkeiten, da Routenbeschreibung und Natur nicht übereinzustimmen scheinen. Nach schärferem Hinschauen entdecken wir eine Möglichkeit, hinaufzukommen, und als die Wolken wieder einmal den Blick nach unten freigeben, liegt das große Amphitheater unter uns. Allmählich wird die Luft dünn. Nach jeder schwierigeren Kletterstelle pumpe ich wie ein Maikäfer. Dann erreichen wir die Obergrenze der Wolken und freuen uns über die Höhe, die wir jetzt schon erreicht haben. Kurz vor dem Gipfel stellt sich uns die Shiptonschar in den Weg. Ein heikler Quergang, dann ist auch dieses Hindernis überwunden. Anschließend folgen wir einem breiten Band zu einer Rinne, und dann stehen wir auf dem Batián. Müde und doch begeistert sind wir. Jetzt, am späten Nachmittag, geben die Wolken den Blick auf un-

mittelbare Umgebung des Batián frei. Wir sitzen und schauen. Die Spanier entpuppen sich als Basken. Sie entfalten ihre Nationalfahne und fotografieren sie. Wahrscheinlich darf ich mich in Spanien nicht mehr sehen lassen, denn ich habe sie gehalten.

Beim Abstieg laufen wir mit der Sonne um die Wette. Die Sonne gewinnt. Hinter der Shiptonscharte müssen wir biwakieren. (Am Äquator sind die Tage recht kurz. Die Sonne geht etwa um halb sieben unter und etwa eine dreiviertel Stunde später ist es stockfinster. Morgens dämmt es nicht vor halb sechs, und ungefähr um halb sieben ist Sonnenaufgang.) Auf einem breiten Band entdecken wir eine Mauer, die früher Bergsteiger gebaut haben und hinter der wir alle Platz finden. Nächste Überraschung: Der Fels ist leicht geneigt, wir haben bequeme Liegesitze. Die Gletscher sind alle unter uns, und deshalb gibt es auch keine eiskalten Fallwinde.

Trotzdem ist am Morgen Eis in der Wasserflasche, und wir kosten die erste Wärme der aufgehenden Sonne voll aus. Zu essen haben wir nicht mehr viel. Ein bißchen Schokolade und Traubenzucker teilen wir unter uns auf, bevor wir weiter absteigen. Am Firminturm seilen wir ab. Nach dem Amphitheater wird es in der Einstiegsrinne wieder schwerer. Wir müssen klettern und zweimal abseilen. (Hier hängen noch Fixseile, die österreichische Bergsteiger nach einer Rettungsaktion zurückließen. Nach diesem Unternehmen bildeten die Österreicher die Wälder des Mt. Kenia-Nationalparks in Bergrettung aus.) Endlich stehen wir wieder am Einstieg. Müde stolpern wir über Geröll hinab zur Kamihütte, wo uns die anderen Bergsteiger einen großartigen Empfang bereiten. Es fehlt nur noch ein Triumphbogen. Wir erhalten Tee, zu essen und müssen erzählen, wie es war. Schön wars!

Korsika-Fahrt 1976

Ralf Schmechel

„Welche Erinnerungen hat mir Korsika gelassen! Ich denke noch mit Freuden an seine schönen Gegenden, an seine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht.“ So schrieb voller Begeisterung Napoleon, der bekannteste Korse, den diese Insel hervorbrachte. Auch wir wollten die Anmut der korsischen Landschaften, das vielfältige Nebeneinander, die unberührte Wildnis, das mächtige Hochgebirge, umschlossen von dem immergrünen Dikicht der Macchia, in uns aufnehmen, wie viele vor uns.

Nach langen Vorbereitungen war es soweit. Am Freitag, dem 16. Juli 1976 konnte unser Abenteuer beginnen. Siebzehn Mitglieder der Jugendgruppe, und zehn Erwachsene gingen auf Bergfahrt nach Korsika. Am folgenden Tag trafen sich zwei Gruppen in Nizza. Die einen hatten den weiten Weg mit der Bahn zurückgelegt, die anderen hatten eine anstrengende Autofahrt hinter sich. Alle freuten sich auf das langersehnte Zeltlager. Gegen Nachmittag ließen wir den Hafen von Nizza hinter uns. Am späten Abend hatte uns Korsika endlich. Die Jugendgruppe übernachtete am Strand von Bastia, die anderen fuhren mit ihren PKW-s in Richtung Ste. Lucie de Porte Vecchio und richteten sich dort ihr Nachtlager ein. Am nächsten Morgen brachen beide Gruppen auf, um sich mit dem Bus oder eigenem PKW in Caramontino in der Bucht von Pinarello zu treffen. Dort sollte unser Hauptlager gebaut werden.

Zwei Tage genossen wir das Mittelmeer, dann zog uns das Hochgebirge in seinen Bann. Wir packten unsere Rucksäcke und marschierten vom Meer aus zu dem Dorf Conca. Von dort aus ging's über die „Haute Route“ quer durch die Macchia, die mit ihrem kräftigen Geruch aus Lavendel, Heide, Myrte, Wacholder und Pfefferminz den Eindruck einer vom Menschen unberührten Wildnis widerspiegelte. Über einen Paß erreichten wir gegen Abend einige Wasserfälle,

einem idyllisch gelegenen Kleinod der Natur, wo wir uns erfrischten und übernachteten.

Am zweiten Tag nahmen wir Richtung auf den „Punta Longa“, der vom größten Teil der Mannschaft erklettert wurde, weiter zum „Batachione“, an der Bergerie di Capello und dem „Al Braccio“ vorbei zur Paliri-Hütte, in der wir unser Nachtlager aufschlugen.

Am nächsten Tag wollten wir unser eigentliches Hauptziel erreichen, den Col de Bavella, eine der bekanntesten Paßstraßen Korsikas, berühmt durch ihre Lage und wunderbare Aussicht. Dort sollte unser Gebirgslager aufgeschlagen werden und unser Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen sein. Auf dem Weg zum Col de Bavella bestiegen zwölf Teilnehmer den eindrucksvollen „Tafonata di Paliri“, während der Rest zum Zielpunkt wanderte.

Am vierten „Gebirgs“-Tag kletterten zehn Mitglieder auf den „Collet de Belge“. Außerdem wurde der Einstieg zum „Turm I“ erkundet. Am darauffolgenden Tag erklimmen alle den „Turm III“ und den „Turm II“ auf dem Normalweg. Den „Turm I“ bestiegen am späten Nachmittag noch elf Mitglieder der Gruppe.

Am sechsten Tag wanderte ein Teil unserer Mannschaft auf den „Monte Velaco“, die anderen erkletterten den „Schweizer Turm“ und den „Punta San Pedro“. Gebhard Rauch, Klaus Walz und Herbert Hoppe machten am „Calanca Murata“ eine Erstbegehung über 4 Stunden, Schwierigkeitsgrad 4–5, die sie „Ettlinger Führe“ nannten. Ein großer Teil der Gruppe verließ den Col de Bavella nach diesen doch recht anstrengenden Tagen, um sich am Meer zu erholen. Der Rest legte einen Ruhetag ein, denn es regnete an diesem Tag.

Mit den Autos gelangten wir am 8. Tag zum Forsthaus di-Arza und stiegen von dort aus zum „Col de Finoselle“ auf. Da der Weg kurz nach dem Paß endete, starteten wir eine „Macchia-Expedition“, die einigen Schweiß kostete und unser Orientierungsvermögen in dieser fast undurchdringlichen Wildnis herausforderte. Schließlich erreichten wir zur Freude aller die Paliri-Hütte.

Von dort aus wanderten wir am nächsten Tag zum „Al Braccio“, das heißt Arm, da unterhalb des Gipfels ein waagrechter Felsarm von etwa 7 m Länge herausragt. Wir erkletterten den Felsarm und den Gipfel. Nach dem Abstieg machten wir uns auf den Weg in Richtung Bavella. Am zehnten Tag kehrten wir ins Hauptlager zurück. Mit einem kleinen Strandfest verabschiedeten wir Gebbs und Carola, die leider nur zwei Wochen bleiben konnten.

Die Zitadellenstadt Bonifacio am Süzipfel der Insel war unser nächstes Ziel. Von dort aus setzten wir nach Sardinien über, wo wir zwei herrliche Tage verbrachten.

Nach unserem kurzen Besuch auf Sardinien fuhren wir noch ein Stück die Westküste Korsikas entlang und besichtigten die vorgeschichtlichen Stätten „Cauria“ mit ihren ca. 5000 Jahre alten Dolmen und Menhiren.

Die korsischste Stadt Korsikas, auch unter dem Namen die Blutrachestadt bekannt, war unser letztes Ziel. Und tatsächlich mußten wir nach einem ausgedehnten Bummel feststellen, daß Sartene ein würdiger Abschluß war.

Ohne Zweifel hat Korsika jedem von uns einige nachhaltige Natureindrücke vermittelt. Wir können jedem nachempfinden, der von dieser Insel begeistert zurückkehrt.

Wettersteinerinnerungen

Emil Schwebel

Stunden bin ich durch die Nacht gefahren, jetzt beim ersten Dämmern des neuen Tages nehme ich meinen Rucksack auf.

Stille ist ringsum, nur das rhythmische Knarren meiner Schuhe, und das ferne Rauschen des Baches ist zu hören. Die morgendliche Kühle dringt angenehm durch die noch steifen Glieder.

Ich bin allein, will für ein paar Tage Alltagshetze und Rastlosigkeit vergessen.

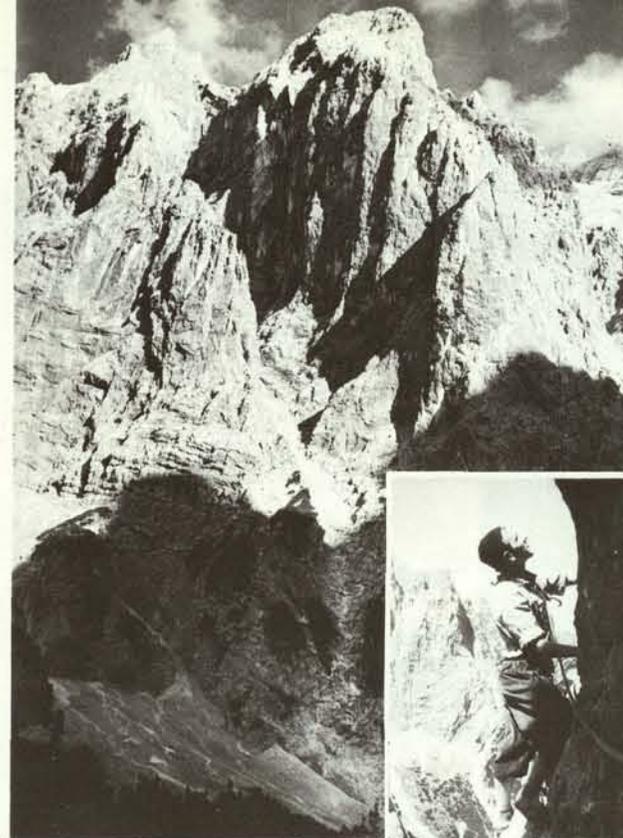
Es ist noch früh im Jahr. In der Klamm ist es stockdunkel. Brausend stürzen die Wasser durch die Enge, Stämme bersten unter der Wucht fallender Felsblöcke, verschwinden im schäumender Gicht. Ein schauriges Inferno.

Wie oft bin ich diesen Weg gegangen, entlang der jungen Partnach, vorbei an dem mit einem eisernen Kreuz gekrönten Felstürmchen, das ich mit der Villnöser Nadel vergleiche, hoch über der hinteren Klamm und über die beiden Brücken zur Blockhütte, nahe der blauen Gumpe.

Die Erinnerung hat mich eingeholt. Ich schaue hinauf zur schattigen Nordwand des Hochwanner, die wir im vergangenen Jahr mit lieben Freunden vom Schützensteig aus erkundeten.

Die Sonne hat die ersten Knospen geöffnet, und das junge Grün leuchtet fast silbern im Gegenlicht. Ich wende mich nach links, steige die vielen Serpentinafen hinauf zum Oberreintalboden. Alles ist vertraut, die riesige Fichte vom Blitz gezeichnet, die alten knorrigten Bergahorn, Wände, Kanten, Grate und die Hütte. Ich fühle mich daheim.

Der riesige Block unterhalb der Hütte gewährt mir freie Sicht. Der Oberreintalturm, die direkte Westwand mit Karl, mein erster Weg, mein erster Gipfel in den Bergen. Wie glücklich war ich damals. Der erfahrene Kamerad hatte



Im Wetterstein

mich sorgsam in eine neue Welt eingeführt.

Am Zunderkopf, auf Rittlers Spuren, in der „Schober“ am unteren Schüsselkarturm, die Nordwestkante am Bergeisturm, die Toni Schmid als erster ging, ich durfte folgen und hatte Freude am Spiel mit dem Fels, wissend um die Gefahr. Und überall im Geiste dabei, der Fischer Franzl, unser väterlicher Freund. Hatte er unsere hungrigen Mägen beruhigt, war er am Abend der Letzte, am Morgen weckten uns seine Zitherklänge in aller Frühe. Nie war er müde, und in manch stürmischer Nacht sind wir mit ihm hinaus gezogen, um Freunde wohlbehalten heimzubringen.

Erinnerung!

Jetzt wäre es gut, einen Freund hier zu haben, ihn fragen zu können. Weißt Du noch?

Ja, wie könnte ich's vergessen, drüben auf der Südseite, fünf wilde Gesellen in der Schüsselkar Direkten.

Ein Herzenswunsch war Wirklichkeit geworden, wir hatten Franze in unserer Mitte. Seine herzhaften Späße ließen uns kaum die Schwierigkeiten der Tour erahnen. Um Mittag lagen wir am Gipfel in der Sonne. Weiße Wolken zogen im Süden dahin. Wir waren still geworden, fast ein wenig traurig. Warum?

Ein Wunsch war erfüllt, war Erinnerung. Wir sind heimwärts gegangen mit dem Wissen, Freunde zu sein.

Drüben am Oberreintalmodelliert das Licht des Spätnachmittags die markanten Pfeiler aus der Nordwand. Ich denke an Karli Gonda, den stillen, lieben Gefährten, der hier sein Meisterstück machte, und dessen Schicksal sich bald darauf am Eiger erfüllte, zusammen mit Ulli Wyss, dem vierten von der Schüsselkar.

Werni Steuble mit seinem gewinnenden Lächeln ist am Dhaulagiri geblieben.

Erinnerung!

Es dunkelt, und mir ist kalt geworden. Ich gehe hinüber zur Hütte, zünde die Lampe an. Die Gitarre hängt am gleichen Platz in der Ecke wie früher. Ich spiele, und langsam wandern meine Gedanken zu einem blonden Mädchen, das ich einst hier traf, ohne zu ahnen, daß sie Jahre später meine Frau werden würde.

Ich denke an die Daheimgebliebenen, an das gemeinsam Erlebte und frage mich, was morgen sein wird.

Ob ich ins Oberreintalkar gehe und die Gamsen beobachte, die vom Hundstall herüberkommen? Vielleicht verbringe ich auch den Tag mit Fotografieren, finde erste Frühlingsboten neben dem letzten Schnee. Oder ich steige hinauf zur Schüsselkarspitze.

Ja, so werde ich's machen. Dort sind mir die Freunde besonders nahe. Ich freue mich darauf. Es ist gut, wirkliche Freunde zu haben.

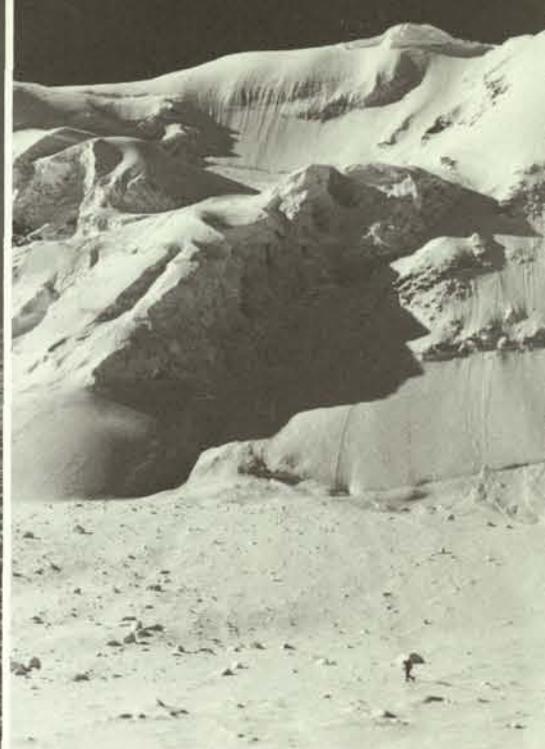
Inhalt

	Seite
Vorwort	1
Grußworte	2
Geschichte der Stadt Erfurt (Gerd Arntz, Thomas Käußl)	4
Das Auf und Ab in der Ettlinger Stadtgeschichte (Hans Leopold Zollner)	9
Hundert Jahre Sektion Erfurt (Gerd Arntz)	14
Geschichte und Begebenheiten der Erfurter Hütte (Hans Kostenzer)	27
Die 50er Jahre; ein Rückblick (Arthur Görmershaus)	29
Die Gemeinde Eben und ihre Entwicklung (Erwin Weiler)	31
„Den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen“ Kulturphilosophische Anmerkungen zu Erlebnis und Eroberung im Alpinismus (Hans Lenk)	33
Bergsteigercharaktere; eine kleine Typologie (Ulrich Aufmuth)	45
Klettergebiete unserer näheren Umgebung (Geba Rauch)	51
Bergfahrten im Land der Mitternachtssonne (Karl Gottmann)	53
Skibergsteigen – Eindrücke von der Haute Route (Werner Hertrampf, Thomas Käußl)	57
Fünftausend Meter über dem Äquator (Eugen Brenner)	62
Bergell-Fahrten, Sommer 1979 (Klaus Walz)	68
Der lange Grat (Karl Gottmann)	69
Mount Kenia – Bergsteigen unterm Äquator (Thomas Käußl)	70
Korsika-Fahrt 1976 (Ralf Schmechel)	73
Wettersteinerinnerungen (Emil Schwebel)	74

Titelbild: Einweihung der alten Erfurter Hütte 1895
 Original in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen
 der Sektion
Umschlag-Rückseite:
 Oben: Ettlingen
 Links: Otterbrunnen im Schloßhof
 Mitte: Alte Stellfalle am Rathaus
 Rechts: Wappen der Sybilla-Augusta am Eingangstor
 des Schlosses

 Unten: Erfurt
 Links: Relief auf der großen Erfurter Domglocke
 »Maria Gloriosa«
 Mitte: Schmiedeeisernes Tor mit dem Wappen der
 Stadt Erfurt
 Rechts oben: Studentenbursa am Kreuzsand
 Rechts unten: »Neue Mühle« an der Schlösßerbrücke

 Herausgeber: Deutscher Alpenverein – Sektion Erfurt
 Redaktion: Monika Hertrampf, Erwin Weiler
 Gestaltung: Uta Kunze
 Druck: Grafischer Betrieb Meinhard Scharer GmbH,
 7554 Kuppenheim





Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000377001

